Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 11. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. November 1876.

Inhalt: Die Wirren unter den Chaldäern Mesopotamiens. (Schluß.) — Die Betsiléos auf Madagaskar. (Schluß.) — Aus Minnesota. — Nachrichten aus den Missionen: Japan; Ostindien; Westafrika; Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Eine Reise um das Mittelmeer.

Die Wirren unter den Chaldäern Mesopotamiens.

(Denkschrift des hochw. P. **Duval**, aus dem Predigerorden. — Schluß.)

III.

Um in einen ernsten Kampf gegen Rom eintreten zu können, war es nöthig, daß die ganze chaldäische Nation oder vielmehr ihre Führer auf's Engste sich an ihren Patriarchen anschlossen und, beseelt von gleichem Ehrgeiz und gleichem Haß, Alles auf's Spiel zu setzen nicht fürchteten. So bildete sich denn eine Verschwörung, und wir müssen hier einige Worte über die Haupträdelsführer beifügen, auf welchen nächst dem Patriarchen die Verantwortung für die traurige Lage lastet.

An erster Stelle haben wir Kas Elischa zu nennen, den Obern der Mönche von Raban Ormez, der den mächtigen Einfluß seines Ordens in die Wagschale warf. Bei einem früheren Versuche zur Empörung — während der Delegation des Msgr. Amanton — hatte er für den heiligen Stuhl Partei ergriffen und durch seine Treue gegen die heilige Kirche den Patriarchen genöthigt, von seinem Vorhaben abzustehen. Daraus hatte Msgr. Audu gelernt, wie viel er von den Mönchen von Raban Ormez fürchten müsse, aber auch hoffen könne. Deßhalb hatte er sich, im Hinblick auf künftige Kämpfe, ihnen genähert, sie zu gewinnen und ihnen langsam seine eigenen Unabhängigkeitsgelüste einzuflößen gesucht. Es war ihm gelungen; Kas Elischa theilte zuletzt ganz seine Ansichten und war entschlossen, ihm zu folgen.

An zweiter Stelle nennen wir Kas Ludwig Schauris, einen ehemaligen Zögling der Propaganda und späteren Agenten des Patriarchen in Konstantinopel. Wegen seiner Geschicklichkeit, seines Ehrgeizes und seiner häretischen Gesinnungen eignete er sich vor Allen zu den Unterhandlungen mit der Regierung; von ihm gingen die Befehle an die Paschas von Bagdad und Mossul gegen die Katholiken aus, und er flößte den türkischen Ministern den Haß gegen die Lateiner, den Delegaten und die Missionäre ein.

Diese beiden Rädelsführer hat Gott schwer gezüchtigt; sie wurden hinweggenommen, als der Kampf am heftigsten entbrannt war und ihre Seelen nur das Schisma athmeten; der erste starb in der Kirche seines Klosters, umgeben von seinen Mönchen, aber ohne daß auch nur Einer ihn zu einem Akt der Reue bewogen hätte; der andere starb im lateinischen Hospital zu Cairo, indem er die heiligen Sacramente zurückwies, sowie den Widerruf seiner Irrthümer und die Anerkennung des vaticanischen Concils verweigerte, welche der ihm beistehende Priester von ihm forderte.

Der Episkopat wird unter den Anhängern des Patriarchen vertreten durch Matran Elias Mellus und Matran Thoma.

Der Erste erzählt gerne eine Anekdote, die ihn hinlänglich charakterisirt. Als ihm der heilige Vater einst bei einer öffentlichen Audienz vor den versammelten Bischöfen gesagt habe: „Sie sind noch jung, und doch hat kein anderer Bischof mir mehr

Kummer und Leid gemacht, als Sie," habe er laut ausgerufen: „Heute hat der hl. Geist das Rechte getroffen." Er war es, welcher dem Matran Barthatar den Rath gab, gleich nach seiner Ankunft in Rom die Messe zu feiern, ohne sich um die Excommunication zu kümmern, in die er wegen seines Verhaltens während der früheren chaldäischen Wirren gefallen war, denn Cardinal Barnabo werde sich dann beeilen, ihn von seinen Censuren loszusprechen, um Aergerniß zu vermeiden. Wir haben selbst mehrmals gehört, daß der englische Consul von Matran Mellus, seinem ständigen Tischgenossen, sagte: „Dieser Bischof ist protestantischer, als ich."

Sein College, Matran Thoma, war früher Seïs, d. h. Pferdeknecht des Patriarchen. Er wurde geweiht und nach der Malabarküste geschickt, als es sich zum ersten Male darum handelte, sich jener Kirche zu bemächtigen. Damals wurde er namentlich excommunicirt; um die Aufhebung dieser Strafe zu erlangen, führte Msgr. Audu als Grund an, Matran Thoma sei so fromm, daß er trotz der Excommunication täglich die Messe gefeiert habe. Das Bemerkenswertheste an diesem Bischofe ist seine blinde Ergebenheit gegen den Patriarchen.

Diese beiden Bischöfe sind offen dem Complot beigetreten, allein auch die andern, mit Ausnahme dessen von Saku, gehören demselben heimlich an; zwar haben sie nicht mit dem heiligen Stuhl gebrochen, aber dennoch haben sie dem Patriarchen Beweise ihrer Gesinnung geliefert und das Schisma unterstützt.

Auch Kas Jakub, der Obere des Seminars, ist ein offener Anhänger der Verschwörung; er ist sogar die Seele der Partei in Mossul. Von ihm gehen die schlauen Rathschläge aus; er versteht es, die zu sehr in die Augen fallenden Maßregeln zu vermeiden. Wären seine Rathschläge besser befolgt worden, so wäre unsere Lage, Dank seiner Verstellungskunst, eine noch schwierigere geworden. Auch hütete er sich lange Zeit, sich durch ein schriftliches Aktenstück zu binden, und erst in neuerer Zeit mußte er, wenn er sich nicht von seiner Partei trennen wollte, eine häretische Adresse an den Patriarchen unterschreiben.

Nächst diesen Bischöfen und Priestern kommen die Vornehmen der Nation, an ihrer Spitze Abdul Rahim, ein Kaufmann, der zu seiner Empfehlung nur seinen Reichthum aufweisen kann. In seinem Hause werden Abends beim Trinkgelage die Entscheidungen über die päpstlichen Rechte und die Patriarchalprivilegien erlassen, und zwar in einer Sprache, von deren Grobheit Sie keine Idee haben. Dann kommt der Schemmas Jussuf Rassam, ein Bruder des früher zum Protestantismus übergetretenen, aber auf dem Todesbette bekehrten englischen Consuls Rassam. In seiner Eigenschaft als Schemmas verlangt er schon seit langer Zeit, daß man aus der chaldäischen Liturgie die Anrufungen der allerseligsten Jungfrau und den Namen des Papstes als Neuerungen entferne und offen zum Nestorianismus zurückkehre. Er ist unter den Laien, was unter den Bischöfen Matran Elias Mellus ist, welcher bei seiner Abreise nach Indien selbst zu uns sagte: „Ich bin der chaldäische Garibaldi."

Den Troß des Bundes bilden einige Handelsleute, Färber, Weber, Schmiede ꝛc.

Als der alte Patriarch sah, daß sich die Bischöfe, Mönche und Vornehmen seiner Nation um ihn sammelten, beschloß er zu handeln und zwar rasch zu handeln. Rom hatte ihn überrascht, jetzt wollte er die ganze Welt überraschen. Der Augenblick war günstig; von Kas Schauris aus Constantinopel langten nur günstige Nachrichten an: die Türkei habe den Weg der Verfolgung betreten und jeder Tag sei Zeuge neuer Gewaltthaten; Preußen sei allmächtig, Frankreichs Einfluß gebrochen und sein Gesandter, der Graf Vogué, wenn auch persönlich der katholischen Sache ergeben, habe keine Beraubung der Katholiken verhindern können. Der neue Delegat, Msgr. Lyons, der ehemalige Obere der Dominikanermission von Mossul, weile noch in Europa; der heilige Stuhl sei in Italien seines Besitzes und seines Ansehens beraubt, in Deutschland durch das Schisma der Altkatholiken beschäftigt. Man müsse also handeln; Rom sei ohnmächtig, es werde nachgeben.

Das Geheimniß wurde gut bewahrt. Am 21. Mai 1874 reiste ich über Alkosch nach Mar Jakub und hörte nichts von dem Plan, über den man brütete. Wie groß war also mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß am 24. Mai in Alkosch eine Bischofsweihe stattgefunden habe! Ein Priester aus Mossul, Kas Elias, der ehemals Bedienter des Msgr. Amanton gewesen war, später in unserer Druckerei gearbeitet hatte, bevor er Priester wurde, und der Mönch Matte waren vom Patriarchen, unter Assistenz des Matran Elias Mellus und des Abtes Elischa, zu Bischöfen geweiht worden; die Mönche hatten ihre Kirche für die Ceremonie hergegeben.

Die Leidenschaften der Chaldäer machten sich jetzt Luft; allerlei Gerüchte durcheilten die Stadt: neue Bischofsweihen würden stattfinden; der Bischof Jussuf, ein ehemaliger Schullehrer, der für eine Zeitlang Nestorianer geworden war, um als Bischof wieder zur unirten Kirche zurückzukehren, werde als Bischof anerkannt werden; Matran Mellus und der neue Bischof Matte ständen im Begriff, nach der Malabarküste abzureisen und würden dort mit dem Bischof von Seert, Matran Barthatar, zusammentreffen, da dieser direct von Europa aus dorthin gehe.

Während diese, theils falschen theils wahren, Gerüchte das Volk in Aufregung hielten, traten die Rädelsführer, des Erfolges jetzt sicher, offen mit ihren Plänen und Aussichten hervor. Der chaldäische Patriarch forderte alle die Seinigen zum Aufruhr auf; er werde vorangehen, ohne sich durch Befehle oder Kirchenstrafen von Rom aus einschüchtern zu lassen; wenn der Papst ihn excommunicire, werde er für seine Brüder Anathema zu werden wissen. Kas Jakub, vorsichtiger und gemäßigter, meinte, es sei bedauerlich, daß Rom nicht einsehe, wie der Patriarch gezwungen sei, die Bitten der Malabaren und die gerechten Forderungen seiner Nation zu erfüllen; übrigens gebe es ein leichtes Mittel, die Sache friedlich zu schlichten: man solle zwei Visitatoren, einen Chaldäer und einen Lateiner, an Ort und Stelle schicken und deren Entscheidung solle endgiltig sein.

Matran Elias Mellus kam zu uns nach Mossul; er erklärte uns frei heraus, er gehe jetzt nach der Malabarküste und werde dort einen Brand entfachen, den Niemand werde löschen können; allerdings würden die Kirchenstrafen über ihn verhängt werden, aber darum kümmere er sich nicht. Während wir noch mit ihm redeten, kam ein Telegramm an, das jeden Bischof oder Priester suspendirte, der nach Indien abreise. Er selbst übersetzte es uns in's Arabische und meinte mit seiner gewöhnlichen Frechheit, es sei doch merkwürdig, daß Jemand sein eigenes Urtheil niederschreibe.

Am 21. Juli trat er die Reise an; die chaldäische Geistlich-

keit der Stadt, der Obere der Mönche und viele Laien begleiteten ihn zum Flusse, wünschten ihm viele Eroberungen, und sein Kalek (Floß) glitt den Strom hinunter. Die Befehle des heiligen Stuhles waren mit Füßen getreten; man hatte ohne Erlaubniß Bischöfe consecrirt, und jetzt ging man an die Eroberung der Malabarküste.

Am nämlichen Tage noch zeigte eine Depesche des Patriarchen den Malabaren die Abreise des Matran Mellus an. Da wir von Letzterem jetzt nicht mehr zu sprechen haben, bemerken wir nur noch, daß er nicht aufhörte, von Indien aus verleumderische Schmähschriften zu senden, in denen sich sein ganzer wüthender Haß aussprach, und daß er es sogar wagte, um seine Sendung zu legalisiren, eine Encyklika des hl. Vaters zu fabriciren, datirt aus dem vaticanischen Concil, welche dem chaldäischen Patriarchen die Jurisdiction über die Malabarküste zusprach.

Was that Rom unterdessen? Es hatte zwar jede Abreise nach Indien verboten, aber das Verbot war erfolglos geblieben. Die Schreiben des P. Levy, welcher interimistisch mit der Angelegenheit betraut war, sowie später die des Delegaten Msgr. Lyons wurden mit Verachtung aufgenommen und erhielten nur freche Antworten. Die Überbringer wurden bedroht, und es kam so weit, daß man nur Muhammedaner als Boten schicken konnte, um sie gegen die Brutalitäten des Patriarchen und seiner Diener sicherzustellen. Als der heilige Stuhl von all' diesen Ereignissen Kunde erhielt, sendete er Instructionen für Msgr. Lyons und ein Schreiben für den Patriarchen. Unglücklicher Weise kam dieses am 28. August von Rom abgesendete Paket erst am 21. December in Mossul an. Das lange Stillschweigen Roms, die Unthätigkeit des Delegaten, welcher, weil ohne Instructionen, ruhig allen Anmaßungen zusehen mußte, ermuthigten die Schismatiker und bestärkten sie in dem Gedanken, daß der heilige Stuhl gegen den Patriarchen nicht vorgehen werde, daß Alles, was von Seiten der Lateiner geschehe, nur das Werk herrschsüchtiger Missionäre sei, und daß Rom an allen ihren Reclamationen kein Interesse habe. Allein die jetzt ankommenden Befehle waren eben so streng, wie die früheren; der Ton des Briefes ließ rasche Maßregeln ahnen und dem Patriarchen war nur eine vierzehntägige Frist zur Antwort gelassen.

Das Schreiben an den Patriarchen kam von der Propaganda; Msgr. Audu wies es daher mit Verachtung zurück: er kenne nur den Papst und wolle nur mit ihm verhandeln. Auf die Bitte des Delegaten nahm jedoch Kas Jakub, der das Schreiben zurückgebracht hatte, es wieder mit sich. Allein erst mehrere Tage nach Ablauf der ihm gestellten Frist entschied sich der Patriarch zu einer Antwort; ihr kurzer Inhalt war folgender: „Er habe in Allem, was er gethan, nur von seinen Rechten Gebrauch gemacht und denke es auch künftig zu thun. Übrigens solle Msgr. Lyons ihm die 5000 Franken aushändigen, welche Rom vor all' diesen Ereignissen ihm für Msgr. Audu übergeben habe." Die Antwort konnte selbstverständlich dem heiligen Stuhle nicht genügen; indessen anstatt strenge Maßregeln zu verhängen, schwieg er auch jetzt noch, indem er gegen den eigensinnigen Greis bis zum äußersten Maße die Schonung walten lassen wollte.

Unterdessen blieben die Chaldäer nicht unthätig; ihre Kühnheit wuchs im nämlichen Verhältnisse, als man sie schonte. Sie faßten jetzt den Plan, die Missionäre und den Delegaten zu vertreiben; dieselben waren ja ungelegene Zeugen, die Rom von Allem unterrichteten; somit waren sie ein Hinderniß, das entfernt werden mußte. Um dieses Ziel zu erreichen, schreckten der Patriarch und seine Anhänger nicht vor der niedrigsten und schmählichsten Verleumdung zurück, und strengten die ungerechtesten Prozesse gegen die Diener der Missionäre von Mar Jakub an. Ohne die Energie des französischen Consuls von Mossul hätten sie vielleicht ihr Ziel, wenigstens für eine kurze Zeit, erreicht.

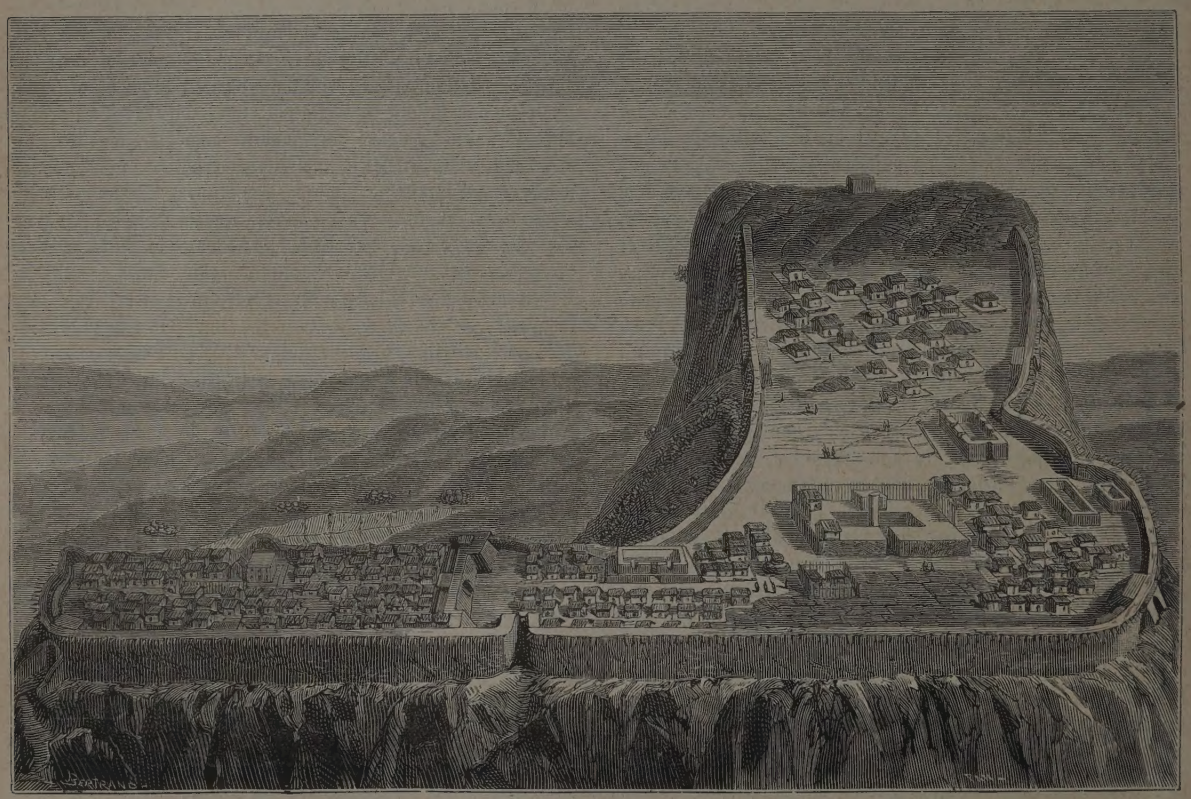
IV.

Nach der zweiten dem Msgr. Audu gegebenen Mahnung wartete Rom eine Zeitlang auf ein Zeichen der Reue; in dieser Erwartung wurde es getäuscht. Am 26. Januar 1875 war Msgr. Emmanuel Asma, Bischof von Saku, ein dem heiligen Stuhle ergebener aber etwas kleinmüthiger Prälat, gestorben; auch wollte man Verstärkung nach Indien schicken, und so schritt man zu einer neuen Bischofsweihe. So geheim man die erste gehalten hatte, so laut wurde diese zweite angekündigt. Abgesehen von der Verletzung der päpstlichen Rechte nahm sie durch die Art ihrer Feier einen ganz häretischen Charakter an. Man lud nach Alkosch, dem gegenwärtigen Sitze des Patriarchen, nicht bloß die Chaldäer ein, sondern auch die Jakobiten, die denn auch nicht verfehlten, zahlreich zu erscheinen neben Muselmännern und Isasiden. Nach der von Matran Thoma gefeierten Messe nahm Msgr. Audu die Weihe vor im Hofe des Klosters. Kas Koriakos und Kas Philippos waren die Auserwählten, der erstere bisher Oberer von Mar Gorguis, einem von Raban Ormez abhängigen Kloster, der andere ein junger Mensch von 23 Jahren. Der Erstere, ein notorisch unwürdiger Mönch, wäre gern an Kas Elischa's Stelle Abt von Raban Ormez geworden; da ihm diese Stelle entgangen war, erhielt er als Schadenersatz das Bisthum von Saku, und er versprach, nicht zu ruhen, bis er die Dominikaner vertrieben habe. Als er das Schreiben der Propaganda empfing, welches ihn als Eindringling verurtheilte, drohte er den Überbringer ermorden zu lassen. Später vereinigte er die Vornehmsten des Dorfes Duok, um sie zu verleiten, durch einen falschen Eid im Interesse der chaldäischen Nation eine ungerechte Klage zu unterstützen. Der Zweite, für die Malabarküste bestimmt, machte anfangs einige Schwierigkeiten, aber nicht aus Furcht vor dem Sacrileg, das er zu begehen im Begriffe stand, sondern aus Furcht vor der ihm bestimmten schwierigen Sendung. Ein würdiger Candidat war aber übergangen worden: Kas Denhah, ein ehemaliger Zögling der Propaganda, der aber ohne die Priesterweihe von Rom zurückgekehrt war und durch dringende Bitten vom Patriarchen die Weihe erlangt hatte; er hatte sich durch sein Collektiren in Indien, wo er sich für einen Nestorianer ausgab, und in Rußland und Oesterreich ausgezeichnet, und durch dieses Mittel sich ein schönes Vermögen gesammelt, auf das gestützt er jetzt einen Bischofssitz beansprucht.

Rom mußte jetzt sprechen. Als letztes Zeichen seiner Nachgiebigkeit und um jeden Vorwand zur Rebellion hinwegzuräumen, richtete der heilige Vater selbst am 16. September 1875 an den Patriarchen ein Schreiben, in welchem er zunächst alle Vergehen desselben aufzählte und ihm dann befahl, sofort die Eindringlinge zu entfernen und den Matran Mellus aus Indien zurückzurufen; im Falle der Weigerung werde der heilige Stuhl die vacanten Sitze in Verwaltung nehmen und strengere Maßregeln treffen. Zuletzt empfahl er dem Patriarchen größere Mäßigung in der Anwendung der geistlichen Strafen und autorisirte den Delegaten, nach reiflicher Prüfung die ungerecht verhängten Strafen aufzuheben. Zum Verständniß dieses letzten Punktes müssen wir

erwähnen, daß der Patriarch, um die Dominikaner zu isoliren und ihren Einfluß zu brechen, einem mit den Dominikanern von Mar Jakub in Verbindung stehenden Priester die Verwaltung des Bußsacraments selbst für die in Todesgefahr Befindlichen verboten hatte — unter Strafe der Suspension. Zu gleicher Zeit schrieb die Propaganda jedem einzelnen der eingedrungenen Bischöfe, um ihnen die nämlichen Befehle mitzutheilen, und an die andern, um ihr zweideutiges Verhalten zu tadeln. Diese Briefe kamen am 11. November 1875 in Mossul an. Rom mahnte zum dritten Mal; was erzielte es?

Im ersten Augenblick stutzten Alle über dieses unerwartete Auftreten, aber die Anführer schöpften bald wieder Muth. Sie verbreiteten das Gerücht, die Briefe seien unterschoben und das Volk ließ sich überreden, die Patres Dominikaner selbst hätten diese Briefe geschrieben. Nur Einer der Eindringlinge, Elias, Bischof von Dschesira, fürchtete die Excommunication, welche ihm angedroht war, falls er nicht binnen 14 Tagen sich unterwerfe, und legte die Zeichen der bischöflichen Würde ab. Gleich nach seiner Consecration hatten wir ihn besucht und ihn auf die schwere Schuld aufmerksam gemacht, die er auf sich geladen habe. Damals hatte er geantwortet, er sei überzeugt, der Patriarch habe nur von einem ihm zustehenden Rechte Gebrauch gemacht; übrigens sei er bereit, sich zu unterwerfen, sobald Rom seine Entscheidung gebe. Als nun Rom Msgr. Audu verurtheilte, gehorchte Elias, kam nach Dschesira zurück, von wo er abwesend war, und erwartete dort die Frucht seiner Unter-



Fandschakana von Westen. (Vogelperspective. — Vgl. S. 206 u. 207.)

werfung, welche, wie er meinte, nur in der sofortigen Anerkennung seiner Wahl für den Sitz von Saku bestehen konnte.

Der Patriarch war weit entfernt, sich zu unterwerfen; um dieß offen zu zeigen, berief er den Eindringling Koriakos nach Alkosch und ließ ihn dort eine Priesterweihe vornehmen. In Mossul wurde, sobald der erste Schrecken sich gelegt hatte, von den Rädelsführern eine Masbata (Adresse) an den Patriarchen unterzeichnet, in welcher die Nation ihn beglückwünschte wegen seiner Festigkeit im Schutze der Patriarchalrechte, die bis zu den apostolischen Zeiten hinaufreichten und von Niemanden genommen werden könnten — ein häretischer, vom letzten Concil verdammter Satz. Mit Ausnahme von Zweien unterzeichneten alle Priester, dann auch die Schemmas und eine Anzahl Laien; im Ganzen zählte die Adresse ungefähr 300 Unterschriften, von denen mehrere erzwungen waren. Die Antwort des Patriarchen ließ nicht lange auf sich warten; sie wurde in beiden chaldäischen Kirchen Mossuls während der Messe verlesen. Nachdem Msgr. Audu in derselben den Unterzeichnern für ihre Anhänglichkeit an seine Person gedankt, erklärt er, er werde wissen, wenn es nöthig sei, Anathema zu werden für seine von den Fremden unterdrückte Nation; er werde weder durch Versprechen noch durch Drohungen zur Nachgiebigkeit bewogen werden und bis zum Tode Widerstand leisten, selbst wenn er allein bleibe zur Vertheidigung seiner Rechte.

Im Augenblick, wo wir diese Zeilen schreiben, tritt die Verfolgung in ein neues Stadium. Um den Widerstand der

Priester zu brechen, welche die Eindringlinge nicht anerkennen wollen, sind von der Regierung dem Patriarchen Gensdarmen zur Verfügung gestellt. Bereits wurde ein Priester verhaftet und vor das Tribunal des Paschas von Mossul gestellt.

Während dieses sacrilegischen Vorgehens des Patriarchen und seiner Anhänger war ein chaldäischer Priester beschäftigt, in Frankreich zu collectiren für den Bau einer chaldäischen Kirche, die in Konstantinopel auf einem dem Patriarchen als Belohnung für seinen Abfall angewiesenen Grundstück errichtet werden sollte. Dieser Priester, Kas Akras, ehemals Mönch von Raban Ormez, dann wegen seiner Widerspänstigkeit von seinem Obern excommunicirt und von Msgr. Audu von seinen Gelübden befreit, machte gute Geschäfte; gleich seine erste Sendung nach Mossul betrug 18,000 Franken; die frommen Geber wußten gewiß nicht, daß dieses Geld zur Empörung gegen den heiligen Stuhl verwendet werden würde.

Wenn man alle diese Skandale überschaut, wenn man einen mehr als achtzigjährigen Greis die Fahne des Aufruhrs erheben, die Kirche, der er gedient, verläugnen, mit falschen Eiden spielen, die Gewaltthätigkeit der weltlichen Macht gegen die treuen Katholiken aufreizen, vor keiner Infamie, keiner Ungerechtigkeit zurückweichen und den ganzen Episkopat einer Nation sich an diesen Verbrechen betheiligen sieht — dann fühlt man sich in die traurigsten Epochen der Kirchengeschichte zurückversetzt, und man fragt sich, ob es möglich sei, daß alle diese Verbrechen von einer kleinen Nation ausgehen konnten, die nicht einmal

Ambohimandroso.

35,000 Seelen stark ist. Nicht weniger erstaunt man darüber, daß trotzdem dieses Volk über die ganze katholische Welt seine Bettler auszuschicken wagt, daß es nicht nur seinen Geist der Empörung den lateinischen Diözesen der Malabarküste einzuflößen vermag, sondern auch Jahre lang durch seine unerhörte Verstellungskunst den Gouverneur von Mossul, den Wali von Bagdad, den Großvezier, den französischen Gesandten und Minister gewinnen konnte.

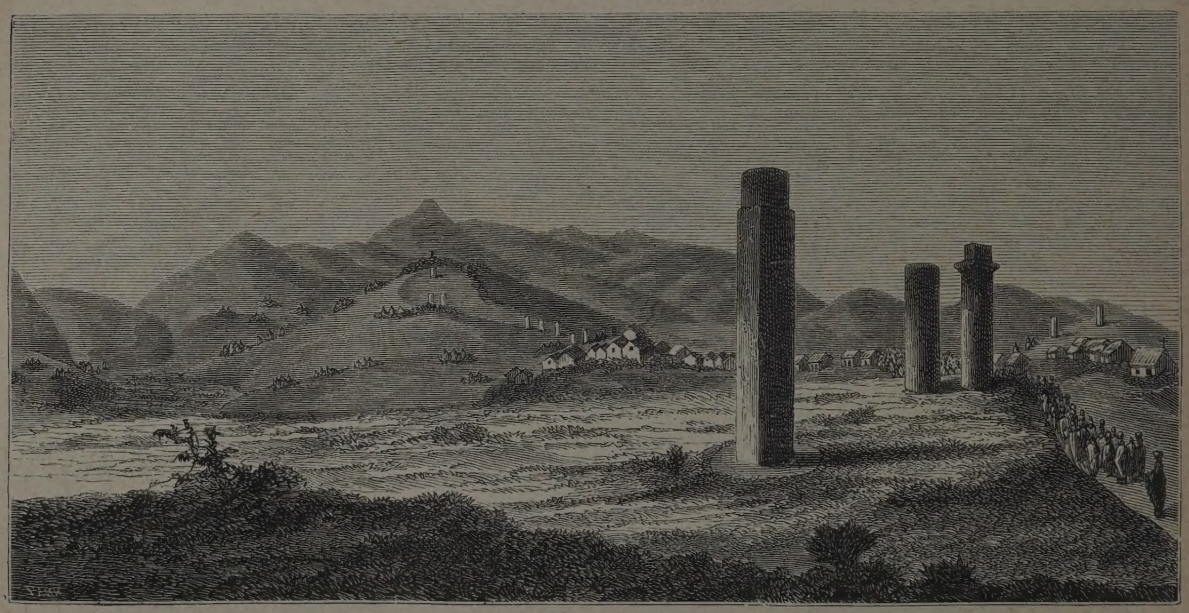
V.

Es ist Zeit, daß wir unsere Augen von diesen gottlosen Scenen auf ein trostvolleres Bild hinwenden. Neben der chaldäischen Nation existirt zu Mossul und in der Umgegend die syrische, an deren Spitze Msgr. Benham-Benni, ein ehemaliger Zögling der Propaganda, steht. Wenn dieser Erzbischof mit den Chaldäern gemeinsame Sache gemacht hätte, wäre der Katholicismus für lange Zeit in Mossul ruinirt worden. Sein bloßes Stillschweigen wäre eine starke Waffe in den Händen der Neuschismatiker gewesen und hätte dem Gerüchte Vorschub geleistet, daß es sich im Grunde bei diesem Streit nur um eine Machtfrage zwischen dem Patriarchen und den lateinischen Missionären handle, von welcher der Glaube nicht berührt werde. Allein Gott hatte Msgr. Benni für die schwierigen Zeiten, in denen wir leben, vorbereitet und wollte aus ihm eine Säule seiner Kirche im Orient machen.

Sobald Msgr. Benni die Gefahr der Lage erkannte, gab er sich Mühe, dem Übel gleich in seinem Ursprung entgegen-

zutreten. Als er später sah, welche Verwüstungen der Irrthum anrichtete und in welcher Gefahr seine eigene Heerde schwebte, versammelte er seinen Klerus um sich, und mit dessen Unterstützung gelang es ihm, einen Theil der landläufigen Vorurtheile in Bezug auf die wahre Verfassung der Kirche, die Unfehlbarkeit des Papstes und die Ausdehnung der päpstlichen Gewalt zu beseitigen. Er verstand es auch, seinen eigenen Eifer seinem Volke mitzutheilen, und als die Stunde der Opfer kam, waren Alle von der höchsten Pflichttreue beseelt. Der chaldäische Klerus fühlte den harten Schlag, den ihm diese Pflichttreue versetzte, und wurde der unversöhnliche Feind des syrischen Erzbischofs von Mossul.

Und doch fehlte es nicht an Verführungsversuchen. Zu jener Zeit suchte Konstantinopel offen und auf gewaltthätige Weise die treuen Katholiken vom heiligen Stuhl loszureißen. Nicht mißzuverstehende Anerbietungen wurden gemacht, und als sich Msgr. Benni eines Tages wegen einiger Angelegenheiten seiner Nation in den Palast des Gouverneurs begab, wurde er mit Aufmerksamkeiten und Artigkeiten überhäuft; man gab ihm zu verstehen, man sei bereit, auf alle seine Reclamationen zu achten, die Hohe Pforte habe ihr Auge auf ihn geworfen, eine herrliche Zukunft stehe ihm in Aussicht — nur müsse er seinerseits einige Concessionen machen. Das hieß seine Apostasie verlangen. Er blieb daher taub gegen alle Vorstellungen, und da der Gouverneur von ihm die Erklärung verlangte, ob er die Autorität des Papstes anerkenne oder nicht, schickte er schriftlich sein Glaubensbekenntniß ein. Da nahm man zur Gewalt Zuflucht. In den Palast beschieden wurde ihm bedeutet, gemäß den von Konstantinopel gekommenen Befehlen habe er seine bischöfliche Würde verloren und dürfe sich künftig nur mehr als einfachen Effendi betrachten. Zugleich ward auch den syrischen Mitgliedern des Gouvernements-Rathes die Wahl zwischen ihrer Treue gegen die Kirche und ihrem Gehorsam gegen den Sultan gestellt; als sie sich weigerten, den ungerechten Befehlen der Pforte



Ambohimaha.

zu gehorchen, wurden sie aus dem Medschlis (Rathe) gejagt. Endlich wollte man auch die Nation der Kirchen berauben, die sie mit ihrem eigenen Gelde und dem Gelde der europäischen Katholiken erbaut hat, um dieselben den Jakobiten zu übergeben.

Die Lage wurde höchst gefährlich. In ihrem Besitze bedroht, von den Chaldäern bearbeitet, von der Regierung durch Versprechen zur Apostasie gelockt, was sollten die Syrer thun? Msgr. Benni veranstaltete eine Versammlung der einflußreichsten Persönlichkeiten seiner Nation und legte ihnen die Lage der Dinge vor. „Die Zeiten sind schwierig," sagte er ihnen; „vielleicht morgen schon schlägt die Stunde der Verfolgung. Ihr habt auf der einen Seite die Regierung mit den Ehren, die sie verspricht, auf der andern die Kirche und mit ihr Gefängniß, Verbannung, Beraubung eurer Güter und Quälereien aller Art, gegen die ich euch nicht schützen kann. Ich habe meinen Entschluß schon lange gefaßt; denket ihr nach und fasset den eurigen und sagt mir, ob ihr mit eurem Bischof stehen oder ihn verlassen wollt." Ein Augenblick des Stillschweigens folgte diesen Worten, dann erklärten Alle, sie würden ihrem Bischofe treu bleiben und sie seien bereit, eher alle Opfer zu bringen, als ihren Glauben zu verläugnen.

Gott hatte die syrische Kirche bloß prüfen wollen und begnügte sich mit dem guten Willen, den sie bewies. Kurz nachher stürzte der Großvezier, die Herzegowina stand in Waffen, und die Hohe Pforte hatte nach Innen und nach Außen soviel Schwierigkeiten, daß sie die Katholiken in Ruhe lassen mußte.

Die Betsiléos auf Madagaskar.

(Schluß.)

Über die weiteren Fortschritte der Mission berichtet P. Finaz in einem Briefe aus Fianarantsoa vom 22. April 1872: „Die Provinz von Madagaskar, deren Hauptstadt Fianarantsoa ist, heißt Süd-Matsiatra. Sie begreift drei Bezirke: Lalandschana mit der Hauptstadt Fianarantsoa, und Tsandra und Arindrano mit den Hauptorten Fandschakana und Andrainarivo. Fast die ganze Provinz hatte sich am Osterdienstag zu einer Volksversammlung in der Hauptstadt versammelt. Jeder Bezirk hatte sein abgesondertes Lager, außerhalb der Stadt, aufgeschlagen. Dort suchten wir sie auf. Unsere Gesänge und die Klänge der Mundharmonika lockten sie herbei. Auch blieb, so lange sie in Fianarantsoa verweilten, unsere Kirche nie von Besuchern leer. Die Bewohner vieler bedeutender Dorfschaften haben Missionäre verlangt; leider konnten wir nicht dem Verlangen und guten Willen Aller entsprechen; wir mußten uns mit der Errichtung zweier neuer Missionsstationen in den beiden

Madegassische Schüler.

Hauptorten Fandschakana und Andrainarivo begnügen. Letzteren Posten, wo sich schon eine kleine Gemeinde gebildet hat, haben wir noch nicht zu besetzen vermocht. Die Landesherrin, Reniſambo mit Namen, ist dort ihren Unterthanen mit gutem Beispiele vorangegangen. P. Lacombe, der sich einen Ruf als Arzt erworben hat, behandelte sie in einer Krankheit und ertheilte ihr auf ihr Verlangen die heilige Taufe. Auch ihr Sohn ward von der Gnade gerührt, er kam nach Fianarantsoa, ließ sich unterrichten und empfing die heilige Taufe. Nunmehr besuchen alle Glieder dieser reichen Familie mit einer großen Anzahl ihrer Unterthanen jeden Sonntag den katholischen Gottesdienst.

„Am weißen Sonntag begab ich mich nach Fandschakana, welches etwa fünf Kilometer von Fianarantsoa entfernt ist. Mehrere Einwohner hatten ihre Namen in das Verzeichniß der Katechumenen eintragen lassen; der Stadtcommandant selbst, dem wir während seines Aufenthaltes hierselbst einen Besuch abgestattet, hatte uns eingeladen, in seiner Stadt das ‚wahre Gebet' einzuführen. Er wies mir bei meiner Ankunft die Hütte eines Offiziers zur Wohnung an und schickte mir reichlichen Vorrath an Reis und Geflügel. Den ersten Tag nahmen die Besuche in Anspruch; zahlreiche Personen wollten mich kennen lernen. Die beiden folgenden Tage waren Tage harter Arbeit. Vom Morgen bis zum Abend galt es Bilder zu erklären, unter Begleitung der Mundharmonika Lieder singen zu lassen, die zehn Gebote und die Gebete zu lehren: Tischgebet und Kreuzzeichen

sind hier die Erkennungszeichen der Katholiken. Auch lehrte ich die Leute den Rosenkranz beten, wobei ich zwischen die einzelnen Gesetze jedesmal ein Lied einschob. Damit können für's Erste unsere Katechumenen von Fandschakana ihre Sonntagsversammlungen halten und das muß ausreichen, bis ich ihnen einen Missionär schicken kann. Die Stadt besitzt ein protestantisches Bethaus, wo täglich Schule gehalten wird: viele Kinder haben dieselbe bereits verlassen, um unsere katholische Schule zu besuchen, die ich einem Knaben aus Tananariva als Schullehrer anvertraut habe; das ist freilich ein bloßer Nothbehelf.

„Zwei Jünglinge von 16—17 Jahren wurden in der Hand der göttlichen Vorsehung das Werkzeug zur Gründung einer weiteren Missionsstation. Franz Rabadosa, ein Zögling des P. Gauchy, war von seinem Vater, der sich nach Fort Dauphin begeben mußte, zu Ambohimandroso zurückgelassen worden. Voll des Eifers für die Verbreitung des Glaubens hatte er keine Mühe, nicht öffentliche, nicht private Unterweisung gespart und auf diese Weise die Einwohner so für unsere heilige Religion gewonnen, daß sie ihn mit seinem Bruder aussandten, katholische Missionäre aufzusuchen. Nach zwölfstündigem Marsche durch eine anmuthige Ebene betraten wir das südliche Manantanana, dessen Hauptstadt Ambohimandroso ist. Ich hatte den Commandanten von meiner bevorstehenden Ankunft benachrichtigt; so fand ich denn Alles bereitet, was madegassische Gastlichkeit dem Reisenden bietet: Wohnung und Nahrung. Am folgenden Tage stattete ich ihm meinen Besuch ab. Man hatte mir ihn als gegen uns weniger günstig gestimmt geschildert. Vielleicht merkte er die üble Meinung, die ich von ihm hatte, denn er

Haartrachten der Betsiléos I.

zeigte sich auf's Eifrigste beflissen, mir durch Wort und That dieselbe zu benehmen. Während der zwei Tage, die ich da verweilte, sah ich zu meinem unaussprechlichen Troste die Betsiléos und Sakalaven zahlreich mir zuströmen; sie wollten unseren Liedern lauschen, unsere Bilder bewundern, unsere Lehre vernehmen. Bei meiner Abreise zählte ich mehr als 60 Neophyten, darunter mehrere, die lesen und schreiben konnten. Ein Pater müßte sich hier um so mehr bleibend niederlassen, als die Ankunft englischer Prädikanten in nächste Aussicht genommen ist. Hier muß Gott helfen und uns Missionäre, Schulbrüder und Schulschwestern, sowie die zu deren Unterhalt erforderlichen Geldsummen schicken!"

Auch in der nächsten Nähe der Hauptstadt der Betsiléos sollte der seeleneifrige Missionär noch manchen Trost erleben. Bald hatte sich in Kiandschasoa der Kern einer katholischen Gemeinde gebildet. Die Wittwe des letzten unabhängigen Beherrschers dieser Stadt konnte selbst sich derselben nicht anschließen; sie und ihre Dienerschaft wurden von Staatswegen angehalten, ihre Gewissensfreiheit allsonntäglich durch pünktliches Erscheinen beim protestantischen Gottesdienst zu Fianarantsoa zu bethätigen. „Aber," sagte sie zum Missionär, „mein Enkel und Erbe gehört euch, ich übergebe ihn euch. Ich selbst bin nicht frei, ich bin eine Sklavin der Hovas." Auch besitzt Kiandschasoa bereits eine Mädchenschule, die dreimal wöchentlich von einer Schwester vom hl. Joseph besucht wird. Eine zehn Meter lange und fünf Meter breite Kapelle wurde am 7. December 1873 ebendaselbst eröffnet.

Zu Ambohimaha, fünf Stunden weiter, hörte sich P. Finaz plötzlich von einer Gruppe von etwa 20 Personen mit dem Ausrufe begrüßen: „Wir sind die Kinder des P. Callet, wir gehen nicht zu den Protestanten, wir wollen eine katholische Gemeinde gründen." Es war eine Schaar katholischer Hovas, welche die Regierung zur Befestigung ihrer Herrschaft im neu eroberten Lande hier angesiedelt hatte: nach den Absichten Gottes sollten sie die Begründer seines Reiches in diesem entlegenen Landstriche sein. In Eile erbauten sie eine Kapelle, in der sie sich jeden Sonntag versammeln.

Als im Jahre 1873 Ranavalona II., die Beherrscherin der Hovas, sich zu einer Reise in's Land der Betsiléos entschloß, um ihre neuen Unterthanen durch den Augenschein von der Größe ihrer Macht und der Erhabenheit ihrer Majestät zu überzeugen, war die katholische Kirche in diesem Lande bereits so weit erstarkt, daß sie als selbständige Corporation vor die Monarchin hintreten und ihre Huldigung ihr darbringen konnte, und wir lassen hier einige Einzelheiten dieser Reise um so lieber folgen, als sich uns so die Gelegenheit bietet, dem Bilde, das wir von den Zuständen auf Madagaskar und namentlich unter den Betsiléos entworfen haben, noch einige Züge beizufügen.

Haartrachten der Betsiléos II.

Die Reise einer madegassischen Majestät ist jedesmal ein Landesereigniß, wir hätten beinahe gesagt — eine Landescalamität. Viele Tausende von Menschen gerathen dabei in Bewegung, dießmal waren es bloß an die 50,000. Neben der Schaar männlicher und weiblicher Hofchargen zieht hier vorab die Leibgarde mit, Fußvolk und Artillerie. Dann folgt der Train, ein unabsehbarer Troß, dessen Aufgabe es ist, die Königin sammt ihrem Hofstaate, die höheren militärischen Chargen, Zeltpfosten, Zelte, Mundvorrath, Gepäck, ja die Kanonen selbst zu tragen, zu schleppen, zu zerren. Mehr als ein Großwürdenträger hat 3—400 solcher Frohnknechte zu seiner Verfügung; der französische Consul, Herr Laborde, selbst hatte deren 50. Dafür spart man die Pferde und auch die Landstraßen, denn beides sind auf Madagaskar unbekannte Dinge. Ferner schließt sich ein ganzer wandernder Jahrmarkt: Viehhändler, Fleischer, Reisverkäufer, Zimmerleute, Schreiner, Schmiede, Klempner, Schuhmacher, Schneider u. s. w. dem Zug an. Das Alles eilt demselben nächtlicher Weile voraus, und wie dieser den Lagerplatz erreicht, findet er auch schon die Krämerzelte aufgeschlagen. Manch ein Großer des Reiches läßt hier durch seine Sklaven Reis und Fleisch an die Menge verkaufen und streicht so ein hübsches Profitchen ein. Auch erzählt man von einem madegassischen Verres, der im Jahre 1845 während einer Reise der Königin Ranavalona I. seinen Reis durch seine verhungernden Sklaven verkaufen ließ; gegenwärtig lebt er in der Verbannung und mag vielleicht darüber nachdenken, wie manche, die nicht besser sind als er, es doch viel besser haben. Die Bevölkerung der Landstriche, welche die braune Majestät durchzieht, genießt des Vorzuges, derselben reichliche Vorräthe an Reis, Rindvieh, Schafen und Geflügel jeglicher Art abliefern zu dürfen. Die Leute kommen mit ihren Gaben von weither, und hat man nicht allsogleich die Muße, ihnen dieselben abzunehmen, so dürfen sie einige Tage lang geduldig dem Zuge folgen.

Aus all' dem erklärt es sich leicht, wie eine nicht geringe Anzahl unserer Katholiken sich an dem Zuge betheiligte, und P. Cazet, Superior der Mission, fand es in ihrem Interesse wünschenswerth, daß ein Pater demselben sich anschlösse. Die Königin gewährte hiezu die Erlaubniß, und P. Delbosc ward für diesen Posten ausersehen. Der französische Consul, Herr Laborde, der als „Vater der Königin und des Premierministers"[1] im königlichen Gefolge eine ganz ansehnliche Stelle einnahm, stellte ihm eines seiner Zelte zur Verfügung und ihm auch verdanken wir die folgenden Notizen.

Es war am 1. August 1873, um ¼4 Uhr in der Frühe, als das Wirbeln der Trommeln das ganze große Zeltlager auf dem heiligen Platze Mahamasina, dem Exercirplatze von Tananariva, zu Leben und Thätigkeit erweckte. Um 5 Uhr nochmaliges Wirbeln der Trommeln: es galt die Zelte abzubrechen. Das Gepäck wurde auf die Schultern der Lastträger geladen und nun setzte sich der Zug, einer Ameisenkolonie vergleichbar, in Bewegung, ein buntes Durcheinander von Filandschanen, Packträgern und Fußgängern. Erst gegen 9 Uhr verkündete ein Kanonenschuß, daß nunmehr auch die Königin den Marsch angetreten habe. Auf dem ganzen Wege schweigen niemals in ihrer Nähe die Trommeln, Instrumente und Gesänge. Hat

[1] Die Madegassen beehren Personen, die sie wegen ihres Alters, ihres Ranges oder wegen geleisteter Dienste auszeichnen wollen, mit dem Titel „Vater", „Mutter". So schreibt die Königin an den französischen Consul, Herrn Laborde: „Ihre Tochter thut Ihnen zu wissen u. s. w."

man die für die Nacht bestimmte Etappe erreicht, so wird das Lager aufgeschlagen. Den Mittelpunkt bildet das Rova, ein Palissaden-Viereck, in welchem sich die königlichen Gezelte befinden[1]. In einer doppelten Reihe von Zelten ist um das Rova die Garde gelagert; in einer weiteren Zeltreihe die höheren Würdenträger, und endlich in weitem Kreise das eigentliche Lager selbst. Zwei breite Straßen durchlaufen dasselbe von Ost nach West, von Süd nach Nord; kleinere Straßen zertheilen wiederum die einzelnen Viertel. Sie Alle haben den Missionär häufig auf seinen Krankenbesuchen begrüßt.

Kömmt man an einen Fluß, den man nicht durchwaten kann, sei es wegen seiner Tiefe oder wegen der Kaimane, so wird eine Brücke geschlagen. Man richtet im Flußbette aus übereinander gethürmten Steinblöcken so viele Pfeiler als nöthig auf; darüber legt man Baumstämme und quer über diese kommen Bündel von Reisig und Ästen, über das Ganze aber eine Lage Erde. Eine solche Brücke ist ungefähr zwei Meter breit, und mit einem Geländer oder auch keinem, je nach Umständen, versehen. Ist sie einmal fertig, so werden Wachen davorgestellt, damit ja kein Unberufener sie überschreite: denn die Brücke ist für die Königin und kein Sterblicher darf vor ihr sie betreten. Jetzt wird der ganzen Karawane Halt geboten, die Königin aber mit ihrer Suite zieht voraus; am Brückenkopfe hält der Zug; Alle, selbst die Königin, verlassen die Filandschanen, die sie erst wieder nach verrichtetem Gebete besteigen. Und nun setzt sich der Zug wiederum in Bewegung, voran die königliche Filandschane; ihr zunächst der Premierminister zu Fuß, den Hut in der Hand; dann folgen die Consuln, die Hofchargen, die Garde und endlich der Troß. Am jenseitigen Ufer angelangt, besteigt die Königin wie weiland Xerxes am Hellespont, einen Thron und hält auf demselben ruhig 6½ Stunde aus, denn so lange dauert es, bis die 50,000 über die Brücke defilirt sind.

Locken der Baren.

Am 21. August kam dem Zuge ein Abgesandter des Commandanten von Fianarantsoa entgegen, ein Offizier, den weder sein Alter, noch seine Gichtschmerzen davon abhielten, der Königin durch Tänze und Sprünge seine Freude an ihrer Ankunft und ihrem Wohlbefinden zu erkennen zu geben. Am letzten Tage des Monats ward im Angesichte Fianarantsoa's das Lager geschlagen und am folgenden Tage um 9 Uhr Morgens kamen die Missionäre mit der Oberin der Schulschwestern, ihre Majestät zu begrüßen. Es waren nebst P. Cazet, der sich eigens hiezu von Tananariva hieher begeben hatte, vier Patres. Dank der Verwendung des französischen Consuls wurden sie alsbald vorgelassen.

Radriaka selbst, der älteste Sohn des Premierministers, führte sie ein und fungirte als Ceremonienmeister. Nachdem sich die Königin auf ihrem Throne inmitten des Rova niedergelassen hatte, begrüßte P. Cazet sie mit folgender, im madegassischen Hofstile abgefaßten Anrede: „Mögen Ew. Majestät noch lange Tage leben; möge kein Unglück Sie berühren; mögen Sie, geliebt von Ihren Unterthanen, noch lange leben! Ew. Majestät bereisen Ihre Reiche und sind in diesem Lande, welches Ihr eigen ist, angekommen. Für Ew. Majestät wird dieß eine Quelle der Befriedigung und Freude sein, wir aber beeilen uns, Ihnen die Hasina darzubringen. Dabei flehen wir zu Gott, er möge Sie beschützen und Ihnen ein langes Leben inmitten Ihrer Unterthanen gönnen. — Und nun mögen uns Ew. Majestät gestatten, uns nach Höchstdero Gesundheit zu erkundigen. Wie geht es Ew. Majestät? Sind Ew. Majestät von der Reise ermüdet?" — Und nach der Antwort der Königin fuhr P. Cazet fort: „Mögen Ew. Majestät noch lange Tage leben; möge kein Unglück Sie berühren! Mögen Ew. Majestät auf unsere Dienste rechnen, wo es gilt, den Unterricht und das Wohl des Volkes zu fördern und dasselbe den Weg der Weisheit zu lehren, und seien Sie vor Allem überzeugt, daß wir es niemals an Eifer, das Reich Gottes in Ihren Staaten auszubreiten, werden fehlen lassen."

Hiemit hatte die Audienz ihr Ende. Der 4. September war der für den feierlichen Einzug in Fianarantsoa bestimmte Tag. Von allen Seiten waren die umliegenden Stämme in ihren bunten, oft wunderlichen Trachten herbeigeströmt, um Zeugen dieses Schauspieles zu sein. Dreizehn Zeltlager hatten sie, an die 200,000 Mann, rings um das königliche Lager gebildet.

Der Betsiléo ist ein Haarkünstler im vollsten Sinne des Wortes: Zöpfe, Flechten und Locken umschatten in reicher Mannigfaltigkeit sein Haupt. Das Unglaubliche leistet die Frau des Betsiléo: sie weiß ihr Haar in die wunderlichsten

[1] Erklärung der Abbildung des königlichen Zeltlagers (unten S. 233): 1. St. Josephs-Kirche. 2. Pensionat und Schule der Schwestern des hl. Joseph. 3. Reisfeld der Königin. 4. Königliches Zelt. 5. Hauptstraße. 6. Reisfelder. 7. Vorstadt von Tananariva. 8. Dorf Rossisato. 9. Großer Kanal. 10. Rossipatana.

Formen, bald kammartig emporstarrend, bald muschelförmig gewunden, zu flechten. Ein Europäer bot einer Betsiléo-Frau 4 Piaster (20 Fr.) für ihren Haarschmuck. „Für 100 Piaster werd' ich ihn Euch vielleicht geben," erwiederte sie. Ist der Betsiléo beim Tode eines Königs oder einer Königin gezwungen, sein Haar zum Zeichen der Trauer zu scheeren, so verwahrt er sorgfältig die einzelnen Zöpfe und Locken und weiß sie später mit den nachwachsenden Haaren so künstlich zu verflechten, daß sie mit ihnen nur ein einziges Ziergewächs zu bilden scheinen. Eine etwas eigenthümliche Mode beherrscht die Köpfe der kriegerischen Baren. Mittelst einer aus Rinderfett, Kuhmist und Asche zubereiteten Pomade fassen sie ihr Haupthaar dergestalt in einzelne kurze, von einander abgesonderte Büschel zusammen, daß, nach dem Ausdrucke unseres Gewährsmannes, ihr Kopf mit ebenso vielen kleinen Knollen besäet erscheint.

All' dieses Haargepränge wurde auch dießmal von unseren Betsiléos und Baren zur Schau getragen, aber nur um hinter der Pracht des Aufzuges der Königin vollständig zu verschwinden. Zweck dieses Aufzuges, wie dieser Expedition überhaupt, war ja, den Betsiléos von der Macht der Hovas eine hohe Meinung beizubringen, und nichts wurde gespart, was zur Erreichung dieses Zweckes beitragen konnte. Einzig darum hatte man sechs Kanonen von Tananariva aus mitgenommen. Fünf derselben waren kleineren Kalibers und hatten den ganzen weiten Weg auf menschlichen Schultern glücklich zurückgelegt. Nicht so die 1872 erworbene Armstrong-Kanone, welche aller Träger spottete. Zu ihrer Bedienung war eine Ehrencompagnie von 60 Jünglingen aus den angesehensten Familien des Landes gebildet worden, welche nach europäischer Art uniformirt und von einem eigens von der Insel Mauritius berufenen Sergeanten einexercirt worden waren. Auch führten sie, wenn sie nicht im unmittelbaren Dienste der heiligen Kanone thätig waren, Zündnadelgewehre. Überall auf dem Wege hatte die Bevölkerung zur Fortschaffung dieses Wundergeschützes Vorspann zu leisten gehabt; blieb aber dasselbe dennoch einmal in einer Grube oder im Moraste stecken, dann ward die Ehrencompagnie selbst requirirt und konnte man sehen, wie Neffen der Königin an der Seite schlichter Plebejer hier rüstig in's Geschirr gingen. „Man darf nie müde werden, wenn man die Interessen des Staates vertritt," hätte auch hier mit edlem Nationalstolze der Commissär von Fianarantsoa ausrufen können.

Und nun kommen wir zum Einzuge der Königin. Voran zieht in bunter Pracht (vgl. Jahrgang 1875, S. 31) mit den fünf kleineren Geschützen die Garde; es folgt die Armstrong-Kanone mit ihrer Ehrencompagnie, in ihrer Mitte, rittlings auf einem Munitionswagen, der Premierminister und königliche Gemahl; dann kommt der lärmende Knäuel von Trommlern, Sängern und Musikanten, dann Tänzer und Tänzerinnen und endlich auf reichverzierter Filandschana, vom großen rothen Sonnenschirme überschattet, die braune Majestät Ranavalona II.: ein gelber Mantel bedeckt ihre Glieder, auf ihrem Haupte erglänzt die funkelnde Krone. Bei der Feierlichkeit des Einzuges durften weder die bei den Madegassen so beliebten Begrüßungsreden noch auch die obligate Hasina fehlen. Mehrere bisher unabhängig gebliebene Völkerschaften waren durch größere oder kleinere Deputationen vertreten und leisteten die Huldigung, welchem Akte der Premierminister jedesmal einen bedeutsamen Fingerzeig auf die unheimliche Armstrong-Kanone folgen ließ. Nach einem Aufenthalte von einem Monate und sechs Tagen brach die Königin das Lager bei Fianarantsoa ab und trat den Rückmarsch nach Tananariva an. Mit ihr kehrte auch P. Delbosc in eben diese Stadt zurück.

Aus Minnesota.

(Mitgetheilt von P. Suter S. J.)

III.

Haben Sie Lust, mich wieder einmal auf einer Missionsreise zu begleiten — und zwar nach Worthington, fast an der Südwestgrenze Minnesota's? Zum ersten Male soll dort katholischer Gottesdienst gehalten werden; die Katholiken sind zwar nicht sehr zahlreich; aber sie haben mich so oft und so dringend gebeten, bei ihnen auch einmal einen Sonntag zuzubringen, daß ich es nicht abschlagen konnte. Es ist bereits Ende April, dennoch ist vom Frühling noch nicht viel zu sehen; überhaupt findet hier in Minnesota der „holde Lenz" zwischen Winter und Sommer keinen rechten Platz. Kaum ist die dicke Eisrinde gelöst, so brennen auch schon die glühenden Sonnenstrahlen.

Besteigen wir also die St. Paul- und Sioux-City-Eisenbahn, und zwar gehen wir zur Abwechslung einmal in den vordern Waggon. Bei Ihnen in Deutschland würde man das etwa II. Klasse nennen, hier jedoch gibt es keine verschiedenen Klassen; nur wird auf den Bahnen, welche keine besonderen Züge für die Einwanderer haben, den Fahrgästen des vordern Waggons eine kleine Preisermäßigung gewährt. Sonst nimmt auch der vornehmste Yankee hier seinen Platz, wenn er eine Cigarre rauchen will; wir aber wollen ihn besteigen, um aus dem Kindergeschrei und der Ladywelt herauszukommen. Fällt Ihnen nicht die Kleidung einiger Passagiere hier auf? Sie ist viel gröber und abgetragener, als man sie sonst auf den Eisenbahnen erblickt. Nun, es sind Einwanderer und sogar Deutsche; sobald ihr Anführer merkt, daß auch wir Deutsche sind, schiebt er seinen Reisesack bei Seite und ladet uns freundlich ein, neben ihm Platz zu nehmen. Auf meine Frage, woher er komme, antwortet er: „Aus Weiß-Rußland." — „Ihr gehört also zu den Mennoniten, die im vorigen Jahre im Südwesten von Minnesota auf der Prairie eine Niederlassung gründeten?" — „So ist es," erwiederte er. „Wir haben Rußland, wo wir es sonst gut hatten, verlassen, weil man uns zum Kriegsdienste verpflichten wollte, den unsere Religion uns verbietet." Unser Weg führt uns bei Mountain Lake, der neuen mennonitischen Ansiedlung, vorüber, und der Bahnhof-Inspektor, ein irischer Katholik, zeigt uns dieselbe. Viele wohnen dort noch in provisorischen Bretterhütten, oder auch in Güterwagen, welche die Eisenbahngesellschaft ihnen vermiethet hat. Sie sind ein nüchternes, arbeitsames Völkchen; meistens kaufen sie Eisenbahnländereien, den Acker zu $4^1/_2$ Dollars, doch haben einige auch alte Farmen erstanden, deren Besitzer durch die vierjährige Heuschreckenplage

entmuthigt sich eine neue Heimath suchen wollen. „Wenn wir nur Alle hier verkaufen könnten," sagte mir eine katholische Frau. „Wir würden uns dann in der Nähe einer katholischen Kirche niederlassen; denn hier bringen wir es doch nie dazu, da nur zehn katholische Familien hier wohnen. Sie glauben nicht, wie lang uns der Sonntag ohne Gottesdienst wird; was die Kirche für uns ist, fühlen wir erst jetzt, da wir keine haben." Ähnliche Reden hört man oft von solchen, die sich fern von Kirche und Schule niedergelassen haben. Natürlich, die Ansiedler denken zuerst daran, sich so billig als möglich anzukaufen, und meinen, das Andere werde von selbst schon kommen; später sehen sie dann, wohin sie gerathen, und haben sie Kinder zu erziehen, so wird die Schwierigkeit noch größer. Freilich gibt es noch ziemlich einsame Plätze, die dennoch Aussicht haben, in nächster Zeit schon eine Kirche und einen ständigen Priester zu erhalten — auch die größten Gemeinden haben ja klein angefangen — aber nicht überall steht es so; deßhalb thun katholische Einwanderer gut, sich vorher zu erkundigen, bevor sie sich in einer halb wilden Gegend ankaufen. Am besten ist, wenn sie den Mennoniten nachahmen und sich gleich in größerer Anzahl zusammen ansiedeln. Ein sehr wohlthätiges Werk in dieser Beziehung begann in diesem Jahr unser hochw. Bischof von St. Paul, Msgr. Ireland. Um die irischen Katholiken zu sammeln, erwarb er sich das ausschließliche Verkaufsrecht einer großen Strecke von Eisenbahnländereien; zahlreich strömen nun die Iren heran, bauen mit den Häusern zu gleicher Zeit Kirche und Schule und leben dann in ungemischten Pfarreien zusammen, als wären sie noch im alten katholischen Irland. Daneben erreicht der hochwürdigste Herr aber noch den viel weitgreifenderen Zweck, die katholischen Arbeiter aus den großen Fabrikstädten heraus auf's Land zu bringen, wo sie fern von den zahllosen Gefahren der Großstädte und unabhängig von den Fabrikherren sich und ihren Familien eine eigene Heimath gründen können.

„In den Städten des Ostens," sagt Msgr. Ireland in seinem Aufruf, „finden sich viele Katholiken, die niemals für sich und ihre Kinder eine sichere Heimath zu erwerben vermögen, so lange sie nur von ihrem täglichen Arbeitslohn abhängig sind, die aber, einmal im Besitz einer Farm, sich bald zu völliger Unabhängigkeit erheben können. An alle diese sende ich eine herzliche Einladung, nach dem Westen zu kommen. Sie müssen jedoch die Sachlage wohl verstehen; ich lade sie nicht ein zu einem irdischen Paradies, in dem sie ohne Mühe und Arbeit plötzlich Ueberfluß finden; nein, es sind Beschwerlichkeiten zu ertragen. Geduld und Arbeit sind besonders während der beiden ersten Jahre nöthig. Aber das darf ich sagen: wenn sie Muth und Ausdauer besitzen, werden sie in kurzer Zeit eine Heimath besitzen, deren Eigenthümer sie sind; sie werden für sich und ihre Familien einen Wohlstand finden, wie sie ihn in großen Städten nie erwarten können. Von den geistlichen Vortheilen, deren sie sich zu erfreuen haben werden, fern von den Lastern und der vergifteten Atmosphäre des Stadtlebens, will ich gar nicht einmal sprechen. Ihre Kinder werden als gute und tugendhafte Katholiken aufwachsen und ihre Eltern segnen, die ihnen eine solche Heimath verschafften. Ich habe mit vielen Tausenden katholischen Farmern in Minnesota verkehrt; Vieles theilten sie mir mit über die Beschwerlichkeiten, die sie im Anfang zu bestehen hatten, aber keinen habe ich gefunden, der es bereut hätte, sich auf dem Lande angesiedelt zu haben. Trotz aller früheren Mühen danken sie jetzt von ganzem Herzen dem lieben Gott, der sie hierhin geführt hat."

Indessen ist es Zeit, daß wir wieder einsteigen, um weiterzureisen; die Fahrt wird etwas langweilig, die Prairie ringsum schlummert in tiefer Nacht, allein wir sind bald zur Stelle. „Worthington!" ruft der bärtige Schaffner in den Waggon hinein, verschluckt dabei aber so viele Sylben, daß nur ein Ton übrig bleibt und man sich auskennen muß, um nicht weiter zu gelangen, als einem gerade lieb ist. Es ist Mitternacht; gleichwohl ist der Bahnhof noch sehr belebt; das fällt Ihnen auf, aber da sich uns beim Aussteigen zahlreiche Hände entgegenstrecken und es von allen Seiten her uns entgegentönt: „Father, how glad we are to have you here" (Vater, wie freuen wir uns, Sie hier zu sehen), da begreifen Sie das zu so später Stunde so ungewohnte Leben. In Begleitung unserer vielen neuen Freunde gehen wir in unser Absteigequartier; der Hausbesitzer selbst ist zwar nicht katholisch, aber er hat gern gestattet, daß seine katholische Frau in seinem Hause den Gottesdienst feiern lasse. Im Hauptzimmer ist denn auch der Altar schon aufgerichtet; die Rubriken scheint man aber hier noch nicht zu kennen, sonst hätte man gewußt, daß Altartücher aus Baumwolle und Stearinkerzen es nicht thun; glücklicher Weise habe ich auf dergleichen Unkenntniß Rücksicht genommen und meine Vorkehrungen getroffen. Nachdem mir unsere Begleiter noch versprochen, am folgenden Morgen sich frühzeitig einzufinden, nehmen sie Abschied, und wir haben Zeit, ein paar Stunden auszuruhen.

Früh um 5 Uhr beginnt schon die Arbeit; alle Katholiken des Ortes kommen der Reihe nach zur Beicht, nur ein irischer Bahnmeister kann sich nicht entschließen; er kämpft mit der Menschenfurcht, meint wohl gar, die Beichte könne seiner Meisterwürde schaden; so oft die Thür zum Beichtzimmer sich wieder öffnet, blickt er verlegen um sich, bald auf seine Frau, bald auf den protestantischen Hausherrn, und zuletzt siegt die Menschenfurcht. Es ist schon über halb zwölf, als ich endlich mit den Beichten fertig bin und die heilige Messe beginnen kann. Ein eigenes Gefühl ergriff mich, als ich daran dachte, daß heute zum ersten Male der liebe Heiland sich hier in Worthington unblutiger Weise opfere und unter den niedrigen Gestalten von Brod und Wein gegenwärtig sei. Auch meine Gläubigen sind durchdrungen von dem Gefühle, daß sie einer erhabenen Feier beiwohnen, wie ihre ganze Haltung und ihre große Andacht recht klar zeigt. Sie haben so lange des Trostes entbehrt, dem Gottesdienste beizuwohnen, daß sie ihn jetzt recht zu schätzen wissen. In der Predigt sprach ich natürlich von der katholischen Kirche und dem Glücke, zu derselben zu gehören. Hier, wo die Sekten, und namentlich die Methodisten, unaufhörlich die zerstreuten Katholiken umschwärmen und bedrängen, kann man diese nicht genug in der Überzeugung bestärken, daß sie den wahren Glauben besitzen, und ihnen nicht oft genug von den Kennzeichen der wahren Kirche sprechen.

Es ist bereits weit über 2 Uhr, als der Gottesdienst fertig ist und wir zum Frühstück kommen; doch an Ruhe ist nicht zu denken. Da kömmt schon ein Jüngling mit einer Botschaft: „Meine Mutter ist krank und wünscht einen Priester zu haben." — „Wo wohnen Sie?" — „In Luverne, 35 engl. Meilen (etwa 56 Kilometer oder 7½ deutsche Meilen) von hier. Ich habe gehört, daß ein Priester in die Nähe komme, und so habe ich einen Wagen genommen, ihn abzuholen." Von Luverne hatte ich bisher noch nie etwas vernommen, auch nicht gewußt, daß weiter westlich sich noch Katholiken fänden; auf meine Frage erfuhr ich aber jetzt, daß deren sogar viele dort wohnen, die jetzt seit fast zwei Jahren keinen Priester gesehen hatten und deß

Lager der Königin auf dem Mahasina-Platz bei Tananarivo.

halb wünschten und hofften, daß ich morgen die heilige Messe dort läse. Natürlich, diese Bitte kann ich nicht abschlagen; wir telegraphiren nach Hersy, wo man uns heute erwartet, daß wir erst übermorgen kommen, und entschließen uns zur Reise nach Luverne. Zuerst müssen wir aber einen Unterricht für die Kinder halten, welche sich inzwischen durch die Freigebigkeit unseres Gastgebers an einem langen Tische ordentlich gestärkt haben. Die Kinder wissen eben vom Katechismus, was sie zu Hause von ihren Eltern gelernt haben; doch steht es besser mit ihren Kenntnissen, als ich erwartet hatte, und das nächste Mal werden mehrere ihre erste heilige Communion machen können, wenn sie noch das gehörig lernen, was ich ihnen bezeichne.

Nun wird angespannt und nach dem unbekannten Luverne gefahren. Bei dieser Gelegenheit sehen wir uns auch das neue Städtchen Worthington ein wenig an. Es liegt sehr schön an der Eisenbahn zwischen zwei Seen; es zählt zwar nur etwa 800 Einwohner, von denen nur wenige katholisch sind, ist aber dennoch die Hauptstadt des Nobles County. Dieser Bezirk zeichnet sich durch seine strengen Temperenz-Gesetze aus; als sich vor nun sechs Jahren die ersten Ansiedler zu einem County organisirten, wurde der Verkauf aller geistigen Getränke streng verboten, und bei diesem Verbote ist es bis heute geblieben. Die Leute sind damit zufrieden und rühmen sich, daß in Folge dieses strengen Gesetzes noch kein Criminalfall in ihrem Bezirke vorgekommen und Criminalrichter und Gefängniß überflüssig seien. Freilich an andern Orten möchte sich dieses Gesetz nicht so leicht durchführen lassen; und deßhalb wirken die katholischen Mäßigkeitsvereine besser und wohlthuender als solche Verbote, wenn sie nur mit Hilfe des Polizeistockes aufrecht gehalten werden können. In Minnesota besteht der Mäßigkeitsverein bereits an 68 Orten, und seit seiner Einführung hat das öffentliche Leben der Katholiken Minnesota's eine ganz andere Gestalt gewonnen.

Sobald wir das Städtchen verlassen haben, schlagen wir eine ganz westliche Richtung ein; wir fahren über die Prairie, und soweit unser Auge auch über die wellenförmige Fläche in unbegrenzter Ferne schweift, entdeckt es keinen Baum und keinen Strauch; nur Grasflächen und hie und da bebaute Felder. Aber was bedeutet dieser Rauch, dem wir uns nähern? Eine lange Feuerlinie schlängelt sich von unserm Wege wohl 3 Meilen weit gen Norden; langsam schreitet sie voran und verzehrt das trockene Prairiegras. Es ist ein Prairiebrand, nicht wie man ihn zuweilen wohl malt: wild einherrasende Flammen, die in stürmender Flucht Indianer, Büffel, Antilopen, wilde Pferde und wohl gar Schlangen vor sich hertreiben, sondern eine ruhig vor dem Winde einherziehende Flammenlinie, von einigen Männern überwacht, welche die hie und da durch Sümpfe unterbrochene Flamme wieder anfachen. Der Brand ist absichtlich angezündet worden, um die Heuschrecken zu vertilgen, bevor sie ihre Sommerreise antreten können, und in der That ist unter der Asche der ganze Boden besäet mit den verbrannten Insekten.

Kaum haben wir das Feuer hinter uns, so überschreiten wir die Wasserscheide zwischen dem Missouri und Mississippi; jenes Bächelchen schlängelt sich schon nach Westen dem Missouri zu. Auch unser Weg senkt sich langsam hinab in Rock County, dem südwestlichsten Distrikte des Staates Minnesota. Die Farmen werden zahlreicher und unser Kutscher zeigt sie uns rechts und links, indem er uns genau jedesmal die Entfernung angibt. Sie wundern sich vielleicht, wie er das jedesmal so genau wissen kann; aber das ist nicht sehr schwer, wegen der regelmäßigen Eintheilung der Staaten. Wenn Sie einen Blick auf die Karte werfen, so bemerken Sie, daß in den westlichen Staaten die Grenzen dem Meridian und den Breitegraden parallel sich hinziehen, wenn nicht zufällig der Lauf eines Flusses von der geraden Linie abzuweichen zwingt. Nach der gleichen Regel sind die Staaten in Countys (Bezirke) und die Countys in Townships (Gemeinden) eingetheilt. Jedes Township mißt 6 englische Meilen im Quadrat und hat seine ganz geraden Grenzen parallel den Meridianen und den Breitegraden. Es enthält somit 36 Quadratmeilen, die ebenso viele Sektionen bilden und von der nordöstlichen Ecke anfangend mit Nummern bezeichnet werden. Eine solche Sektion umfaßt 640 Acker Land, eine Viertel-Sektion also 160, und daher wird das Land auch fast stets nach dieser Anzahl Acker verkauft. An den Grenzen jeder Sektion laufen Straßen; weiß nun Jemand die Nummer seiner Sektion, so kann er gleich mit der größten Sicherheit die Entfernung und Richtung seines Besitzes von einem beliebigen Punkte der Straße bestimmen.

Während der Kutscher mir die schönen Farmen zeigt und mir die Hoffnungen schildert, welche die Ansiedler hegen dürfen, sobald in nächster Zeit eine Eisenbahn ihr County durchschneiden wird, kommen wir rasch voran, und bald liegt Luverne vor uns. Es hat eine schöne Lage am Fuße eines etwa 30 Meter hohen rothen Felsens, der sich mit flachem Rücken etwa 5 Meilen über die Prairie hinzieht und dem Rock (Felsen) County den Namen gegeben hat. Luverne ist der Hauptort und wurde benannt nach dem Namen des ersten Mädchens, das hier wohnte, wie das auch sonst häufig hier zu Lande geschieht. Wir steigen bei unserm Kutscher ab, der seine Farm neben dem Städtchen hat; mit seinen Brüdern bewirthschaftet er fast zwei ganze Sektionen. Bald ist die ganze Familie und Alles, was in der Gegend katholisch ist, um uns versammelt. Ängstlich hatten sie gewartet, ob auch wohl der Priester käme, nicht gerade der Kranken wegen, denn die Krankheit ist nicht bedeutend, sondern vielmehr aus Sehnsucht nach katholischem Gottesdienst. Die Ansiedlung besteht schon sechs Jahre, und in der ganzen Zeit war nur zweimal ein Priester dort, einmal aus dem Territorium Dakota und einmal aus dem Staate Jowa; seit beinahe zwei Jahren aber haben sie keinen mehr gesehen; nun denken Sie sich das irisch-katholische Herz, das an dem Vater, wie sie stets den Priester nennen, so innig hängt, und Sie begreifen, wie freudig wir aufgenommen werden. Sämmtliche Katholiken hier sind Irländer und Schottländer; mein Verzeichniß weist jetzt 31 Familien in Luverne und Umgegend auf. An Arbeit also fehlt es nicht, denn alle wollen beichten, um ihrer österlichen Pflicht nachzukommen. So wird es am folgenden Morgen wieder beinahe 12 Uhr, bevor ich die heilige Messe beginnen kann. Ein stämmiger Schotte dient sie mir; es ist ein braver Katholik; als er sich vor einem halben Jahr verehelichte, machte er, anstatt in seinem Städtchen vor dem Richter eine Civilehe einzugehen, mit seiner protestantischen Braut die Reise nach Mankato, 127 engl. Meilen weit, um sich von einem katholischen Priester trauen zu lassen. Überhaupt ist, so lange Luverne besteht, erst eine Civilehe von einem Katholiken eingegangen worden. Ein katholisches Mädchen ließ sich dazu verführen; allein das Band war nicht fest geknüpft; schon nach einem

Jahre verließ ihr protestantischer Mann sie und ihr Kind, ließ sich im Staate Jowa scheiden und heirathete eine Andere. Heute ist sie mit ihrem Kinde im Gottesdienst, um öffentliche Abbitte zu leisten für das gegebene Ärgerniß; diese öffentliche Abbitte ist hier vorgeschrieben, um von der Excommunication losgesprochen werden zu können. Um ihr den Schritt zu erleichtern, übernehme ich die Abbitte in ihrem Namen. Natürlich wird Nachmittags ein Unterricht für die Kinder gehalten; rings an den Wänden sitzen die Erwachsenen auf improvisirten Bänken, in der Mitte stehen die Kinder in einem Halbkreis um mich herum. Nun beginne ich zu fragen und wende mich auch, wenn die Frage für die Kinder zu schwer ist, an einen der Erwachsenen; dadurch entsteht ein reger Wetteifer zwischen Jung und Alt, und gespannt folgen sie meinen Worten. Es ist merkwürdig, wie gut die Kinder hier unterrichtet sind, obgleich sie keine katholische Schule besuchen und fast nie einen Priester sahen. Der Eifer der Eltern hat diesen Mangel ersetzt. Was ich bereits öfter auf ähnlichen Stationen sah, das fiel mir auch hier auf, daß nämlich Gott selbst hier die Seelsorge gleichsam in die Hand genommen hat und durch seine innere Gnade ersetzt, was die guten Leute an äußern Mitteln ohne ihre Schuld entbehren. Selten oder nie habe ich eine Gemeinde gefunden, die in ihrer Gesammtheit so unschuldig und fromm dahinlebt, wie diese von Luverne. Sonntags wird der Kirchen-Gottesdienst durch einen Haus-Gottesdienst ersetzt; gemeinschaftlich werden täglich Morgens und Abends die Gebete verrichtet; die Kinder werden zum Lernen des Katechismus angehalten, und die erwachsenen Söhne und Töchter unterstützen bei diesem Geschäfte die Eltern. Wahrlich, das Beispiel von Luverne ist recht beschämend für so viele, die den Gottesdienst in nächster Nähe haben und ihn kaum besuchen, aber auch ermuthigend für solche, die in Gefahr stehen, ihrer Priester bald beraubt zu werden.

Nach dem Unterricht zeigen sie mir den Platz, wo sie ein Kirchlein bauen wollen, wenn ich ihnen verspreche, öfter zu kommen; mein Gastgeber bietet von seinem Lande in der Nähe des Städtchens so viel an, als für Kirche, Schule, Pfarrhaus, Gottesacker ꝛc. nöthig ist; Andere bieten im Städtchen selbst unentgeltlich gute Bauplätze an. Am folgenden Morgen hielt ich noch einmal Gottesdienst, und dann traten wir unsere Reise über die Prairie wieder an nach Worthington. Dort angekommen ist aber der letzte Zug bereits abgegangen; wie fangen wir es an, um nach Hersy zu gelangen, wo man uns sicher erwartet und wo nothwendig morgen Gottesdienst sein muß? Meine Irländer wissen Rath; ein Treibwagen steht einem der Bahnmeister zur Verfügung. „Nur aufgestiegen, Vater," sagte mir ein Irländer; ein Sitz ist zwar nicht vorhanden, ich kauere mich, so gut es geht, an das eine Ende, zwei Irländer am andern setzen den Mechanismus in Bewegung und pfeilschnell rollen wir über die Schienen mitten in der Nacht zwischen den lodernden Prairiefeuern. „Aber wenn uns ein Zug begegnet!" — „Wir fürchten uns nicht," antworteten meine Gefährten, „wir haben ja den Priester bei uns." Daß der Priester selbst fürchten könne, fiel ihnen gar nicht ein. Glücklicher Weise kommen wir nach Hersy, bevor der Frühzug dort abging, und ich konnte gleich meine Arbeit beginnen. Ich war 10 Monate nicht hier gewesen, so fehlte es mir nicht an Beschäftigung; der Tag vergeht wie der gestrige und die beiden vorhergehenden. Indessen Sie haben für dieses Mal wohl genug Strapazen erduldet, also kehren Sie ruhig nach Haus, während ich meine Missionsreise fortsetze. Sobald Sie sich ausgeruhet, werde ich Sie zu einer neuen Reise einladen.

Nachrichten aus den Missionen.

Japan.

Msgr. Bernard Petitjean, Bischof von Myriophytum i. p. i. und apostolischer Vikar von Japan, welcher sich augenblicklich in Belgien befindet, hat uns mit folgendem Schreiben beehrt, datirt: Mecheln, 21. September 1876:

„Mein lieber hochwürdiger Pater! Während der beiden Monate, die ich in Deutschland so eben zugebracht habe, um für die Mission von Japan Gaben zu sammeln, habe ich zu meinem großen Vergnügen bemerkt, daß sehr viele Katholiken über die zu gleicher Zeit so trostreichen und so traurigen Ereignisse, deren Zeugen wir seit vielen Jahren in unserer Mission sind, recht genau unterrichtet waren und daß sie diese Kenntniß aus Ihrer interessanten Monatschrift ‚Die katholischen Missionen' geschöpft hatten. Lassen Sie mich deßhalb Ihnen meinen besten Dank aussprechen für das viele Gute, das Sie durch Ihre Monatschrift sowohl den Missionen im Allgemeinen als speciell der Mission von Japan erwiesen haben. Dank den Nachrichten, welche Sie über dieselbe gegeben, habe ich in Österreich und in Deutschland großmüthige Seelen gefunden, welche meine Bitte um Unterstützung nicht unerhört ließen. Erlauben Sie mir, daß ich in Ihrer Zeitschrift denselben noch einmal meinen besten Dank wiederhole, und daß ich mich zugleich mit einer Bitte um Unterstützung an jene deutschen Katholiken wende, mit denen ich theils wegen Zeitmangels, theils wegen meiner Unkenntniß der deutschen Sprache nicht habe in persönliche Verbindung treten können.

Ihre Leser, mein lieber Pater! wissen, daß die gegenwärtige japanische Kirche die nämliche ist, welche der große Apostel Indiens, der hl. Franziskus Xaverius, um die Mitte des 16. Jahrhunderts gegründet und welche während eines Zeitraumes von fast 100 Jahren der Erde eine so große Zahl eifriger Christen und dem Himmel Legionen von Martyrern geliefert hat. Die Verfolger hatten geglaubt, sie im Blute ihrer Kinder ersticken zu können, aber sie haben sich getäuscht. Gott hat sie zwei Jahrhunderte lang ohne Priester, ohne Sacramente, die heilige Taufe ausgenommen, erhalten bloß durch den Unterricht, der in den Familien selbst ertheilt wurde. Wir, die wir diese Zeilen schreiben, sind die Zeugen dieser in den Annalen der Kirche bisher unerhörten Thatsachen geworden, vor jetzt 11 Jahren zu Nagasaki in der zweiten Kirche, welche die Missionäre in diesem Jahrhundert in Japan zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung seiner Heiligen errichtet hatten. Die Gläubigen, welche damals zu uns kamen und uns diese außerordentliche Thatsache mittheilten, gehörten christlichen Familien an, in denen sich der katholische Glaube, katholische Andachtsübungen, die heilige Taufe und eine sehr eifrige Verehrung der allerseligsten

Jungfrau erhalten hatten. Sie haben bereits in Ihrer Zeitschrift diese wunderbaren Ereignisse erzählt[1], und dargelegt, mit welcher Freude und mit welchem Eifer wir Missionäre von Japan begonnen haben, mit Hilfe dieser kostbaren Überreste der alten vom hl. Franz Xaver gestifteten Kirche das Christenthum in Japan neuzubeleben und zu neuer Blüthe zu bringen. Gott hat unsere Arbeiten gesegnet, und in kurzer Zeit zählten wir zahlreiche Christen, die ihrer Vorfahren würdig sind. In der That, sie haben, wie ihre Vorfahren, der Welt das herrliche Beispiel der Standhaftigkeit gegeben mitten in den Verfolgungen, die über sie hereinbrachen. Sieben Jahre lang füllten sich die japanischen Gefängnisse mit Christen, viele bezahlten mit ihrem Leben ihre Anhänglichkeit an den alten Glauben, fast 1000 Christen jeden Alters und jeden Geschlechtes starben für ihren Gott. Ohne Zweifel haben sie auf Japan reichen Gnadensegen herabgezogen und täglich wächst die Zahl unserer Christen. Am 17. März 1865 waren es 15 Personen, die zu uns kamen, uns zu sagen, daß sie das nämliche Herz hätten wie wir, d. h. daß sie katholisch waren. Am 15. August 1875 ergab unsere Zählung über 15,000 Katholiken, die ihre religiösen Pflichten pünktlich erfüllen.

Wenn wir auf diese Weise Grund genug haben, Gott von ganzem Herzen zu danken für die außerordentliche Zunahme unserer geistigen Kinder, so können wir andererseits nicht umhin, mit schmerzlichem Bedauern auf die ungenügenden materiellen Hilfsmittel zu blicken, die uns zu Gebote stehen. Bisher haben die Vereine des hl. Franz Xaver und der hl. Kindheit uns großmüthig unterstützt; allein es ist uns nicht mehr möglich, mit ihren Almosen allein die Unternehmungen zu erhalten oder zu begründen, die zum Leben unserer Mission erforderlich sind. Wir bedürfen Schulen für den Unterricht der Kinder und der Katechumenen, Anstalten für die Ausbildung von Katechisten und eingeborenen Priestern, Kirchen und Kapellen für die zahlreicher werdenden Gläubigen. Während die Diener des Irrthums Überfluß haben an materiellen Mitteln, können die Diener der Wahrheit manchmal selbst die nothwendigsten Werke nicht beginnen oder fortsetzen. Daher haben wir mit Genehmigung Sr. Eminenz des Cardinalpräfekten der Propaganda eine Reise in Deutschland, Belgien und Frankreich unternommen, und um der Liebe Jesu Christi willen Almosen erbeten für unsere Mission in Japan.

Auch an Ihre Leser, mein lieber hochwürdiger Pater! möchte ich mich durch Ihre Vermittlung wenden; sie werden gewiß, ich zweifle nicht daran, gerne meine Bitte erhören, und wir, die Missionäre und die Christen von Japan, werden durch unsere Gebete die Schuld der Dankbarkeit abzutragen uns bemühen.

Indem ich Ew. Hochwürden bitte, diesen Zeilen in Ihren Spalten ein Plätzchen zu gewähren ꝛc."

Es ist wohl nicht nöthig, diesen Zeilen des hochw. Herrn etwas Anderes hinzuzufügen als die Versicherung, daß wir selbstverständlich sehr gern bereit sein werden, die für diese Mission so nöthigen Almosen, welche man uns etwa anvertrauen möchte, ihrer Bestimmung zukommen zu lassen.

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift „Die Japanesische Kirche im 19. Jahrhundert" 1873, S. 25 ff., 49 ff., 78 ff., 103 ff.; 1874, S. 25 ff., sowie auch die kleineren Nachrichten in den Jahrgängen 1874 und 1875.

Ostindien.

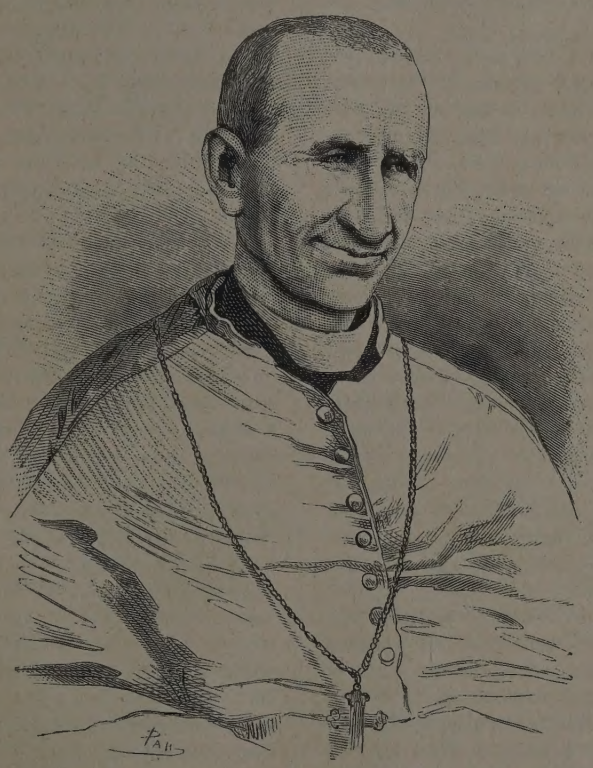
Pondichery. Herr Fourcade, Priester der Pariser Congregation der auswärtigen Missionen, schreibt aus Alladhy am 25. April 1876:

„Ihr letzter Brief hat mich mitten unter Sterbenden und Todten gefunden; die Cholera wüthet in dem Pariadorf Alladhy, und ich bringe meine Zeit am Lager der Cholerakranken zu. Die Cholera ist eine furchtbare Geißel, aber doch wie viel Tröstungen bringt sie uns zugleich! Heiden und Christen rufen den Missionär mit fast gleichem Eifer, und es ist die größte Freude für diesen, wenn er einen Heiden sagen hört: ‚Vater, geben Sie mir die Taufe.' Seit zehn Tagen wüthet die Krankheit, und schon 10 Heiden habe ich getauft, von denen 5 starben; nur eine Heidin ist gestorben, ohne die heilige Taufe zu empfangen; ich hatte sie am Tage vorher gesehen, und ihr Zustand schien nicht gefährlich. Welche Trauer mein Herz befiel, als ich ihren Tod vernahm, können Sie denken, denn auch sie würde die Taufe begehrt haben, wenn ich gegenwärtig gewesen wäre. Seit vier Tagen halten wir jeden Abend eine Prozession mit Fackeln zur Ehre der allerseligsten Jungfrau. Gestern kamen Heiden zu mir mit der Bitte: ‚Vater, gestatten Sie uns, zu Ehren der heiligen Jungfrau ein Fest zu feiern. Wir wollen die Kosten tragen; die Deva Mada (Gottesmutter) muß uns von der Cholera befreien.' Ich ging auf ihre Bitte ein, und so werden wir heute wieder zur Ehre der allerseligsten Jungfrau eine große Prozession mit Fackeln, Musik u. s. w. haben. Während sonst zur Cholerazeit in den heidnischen Dörfern nur Götzenfeste gefeiert werden, haben die Heiden von Alladhy ihre Götzen fortgeworfen und sich mit den Christen vereint.

Vor ein paar Tagen kam eine heidnische Frau zu mir; ganz außer sich vor Schmerz warf sie sich zuerst vor eine Statue des heiligsten Herzens hin, mit den Worten: ‚Meine Götter taugen nichts; ich habe nur ein Kind und es ist am Sterben. Christengott, ich gebe es Dir; rette es, und wenn es am Leben bleibt, werde auch ich Christin.' Dann wendete sie sich an mich: ‚Kommen Sie, mein Kind zu taufen; wenn es stirbt, geben Sie ihm den Himmel, und wenn es gesund wird, werde ich für immer die Sklavin Eures Gottes sein.' Es war Mittag und glühend sendete die Sonne ihre Strahlen hernieder; dennoch folgte ich der Frau. Das Kind war wirklich am Sterben, ich taufte es also und dachte, daß es bald im Himmel sein würde. Allein der Todeskampf zog sich in die Länge; als ich am Abend wiederkam, nach dem kleinen Kranken zu sehen, hörte ich den Vater sagen: „Ich habe nur diesen Sohn, aber wenn er auch stirbt, werde ich nicht trauern; der Pater hat ihn getauft, ich weiß, daß er in den Himmel kommt.' Eine solche Gesinnung verdiente eine Belohnung: in der Nacht erholte sich das Kind, und am folgenden Morgen war es außer Gefahr, Dank dem heiligsten Herzen, dem mein Distrikt geweiht ist! Die Familie dieses Kindes ist die angesehenste in Alladhy und hat nach auswärts viele Verbindungen; wenn sie katholisch wird, kann ich auf eine reiche nachfolgende Ernte rechnen.

Vor drei Monaten verheerte die Cholera die Sadt Vikravandhy; ich begab mich dorthin, um den P. Arulmarianader zu unterstützen. Dieser ausgezeichnetste und seeleneifrigste unserer einheimischen Priester opferte sich ganz für die Kranken auf; weil er aber allein fertig werden zu können meinte, kehrte ich bald wieder nach Alladhy zurück. Aber am darauffolgenden

Sonntag erhielt ich Morgens acht Uhr ein Billet des guten Paters: „Ich bin krank! kommen Sie gütigst zu mir, sobald Sie die heilige Messe gelesen haben.' Die mit zitternder Hand geschriebenen Züge ließen mich ahnen, daß seine Krankheit gefährlich sei. Kaum hatte ich daher die heilige Messe gelesen, so machte ich mich auf den Weg und kam gegen Mittag nach Vikravandhy. Zu meiner größten Betrübniß fand ich den seeleneifrigen Apostel in der größten Gefahr. Als er mich erblickte, streckte er mir freudig seine beiden Hände entgegen und rief: ‚Jetzt, da Sie gekommen sind, kann ich ruhig sterben.' Die Krankheit machte reißende Fortschritte; P. Arulmarianader empfing die heiligen Sterbsacramente mit der rührendsten Andacht. Die Krisen wurden immer heftiger und zahlreicher; jeden Augenblick meinten wir, es würde die letzte sein, und einmal glaubten wir sogar, er habe seinen Kampf vollendet, da er ganz ruhig mit geschlossenen Augen dalag. Allein wir täuschten uns; er fiel in einen ruhigen Schlaf und damit war die Gefahr verschwunden. Am Dienstag Morgen ließ ich, unterstützt von P. Arokianader, der auch herbeigeeilt war, unsern Kranken nach Nangatur bringen, wo wir eine bessere Wohnung besitzen und er sich rasch erholte. Ich blieb unterdessen zu Vikravandhy zur Besorgung der Kranken zurück und konnte in wenigen Tagen 6 in Todesgefahr befindliche Kinder taufen, sowie auch eine erwachsene Heidin, welche gut vorbereitet war. Von Vikravandhy wendete sich dann die Cholera nach meinem Distrikt, den sie sehr schwer heimgesucht hat. Die Epidemie hat uns auch verhindert, uns mit den Katechumenen zu beschäftigen; sonst würde ich gegen 6—700 im Unterrichte haben. Allein ich hoffe, daß die Plage sich bald verziehen wird und wir dann unsere Arbeit unter den Katechumenen wieder aufnehmen können. Msgr. Laouënan hat öffentliche Gebete angeordnet, um von Gott das Aufhören der Epidemie und des Nothstandes zu erflehen. Seit 18 Monaten hat es nicht geregnet; die Hitze ist übermäßig, das Elend groß; mehrere Personen sind schon dem Hunger erlegen. Möge Gott uns zu Hilfe kommen!"



Msgr. Johannes Remigius Bessieux, apostolischer Vikar der Gabun-Mission.

Einen Monat später (am 28. Mai) schrieb Herr Fourcade:

„Die Cholera hat aufgehört und ich habe meine gewöhnliche Arbeit wieder begonnen. In diesen letzten Tagen habe ich 115 Personen getauft; trotz der Verfolgung der Tamuger[1] habe ich in meinem Topu[1] noch 200 Katechumenen; indessen haben die Drohungen, mit denen man die Parias einzuschüchtern sucht, ihren Zweck nicht ganz verfehlt, sondern manche abgehalten, sich zu melden. Die Tamuger wollen eben nicht, daß die Parias sich der drückenden Knechtschaft entziehen, unter der sie seit so vielen Jahrhunderten schmachten."

Westafrika.

Gabun-Mission. (Vgl. 1874, S. 53 ff.) Am 30. April d. J. starb in St. Marie Msgr. Johann Remigius Bessieux, Bischof von Gallipolis i. p. i. und erster apostolischer Vikar der Gabun-Mission. Am 24. December 1803 zu Velieux in der Diözese Montpellier geboren, empfing er am 13. Juni 1829 zu Alby die hl. Priesterweihe. Nachdem er zuerst als Weltpriester 13 Jahre gewirkt hatte, trat er im Jahre 1842 in die Congregation vom heiligen Geist und bereits am Ende dieses Jahres reiste er in die Mission von Westafrika. 34 Jahre hat er hier gewirkt; 27 Jahre lang (seit dem 20. Juni 1849) stand er an der Spitze der Gabun-Mission, welche er gegründet hatte. Bei seiner Ankunft an dieser Küste fand er keinen einzigen Katholiken unter den Eingeborenen; bei seinem Tode hinterließ er eine blühende Gemeinde von mehr als 2000 eingeborenen Christen. Welche Mühen und Anstrengungen die Gründung dieser Mission ihn kostete, wie er selbst, auch noch als Bischof, Karst und Hacke zur Hand nehmen mußte, um durch sein Beispiel den Eingeborenen die Arbeitsamkeit zu predigen und sie zum Ackerbau anzuleiten, wie er auch noch in seinem Greisenalter unermüdlich war in der Predigt des Evangeliums, haben wir früher ausführlich erzählt. (1874, S. 74.) Erst in den letzten Jahren gestatteten ihm seine Altersschwäche und seine durch einen 34jährigen Aufenthalt an dieser mörderischen Küste ruinirte Gesundheit nicht mehr die Ausübung

[1] Tamuger bezeichnet im Gegensatz zu Paria die höheren Kasten. Die Tamuger sind meistens die Grundbesitzer und die Parias stehen zu ihnen im Dienst- oder vielmehr im Sklaven-Verhältniß, jedenfalls aber unterliegen sie deren Einfluß und werden von ihnen ausgebeutet.

[1] Topu bezeichnet eine Gruppe dichtbelaubter Bäume, unter deren Schatten die Hindu zu ruhen und auch ihre Geschäfte zu behandeln pflegen. Dergleichen Topus findet man bei allen Dörfern und auch hie und da an den Straßen und den Flußufern. Die Topu der Dörfer dienen als Versammlungsorte für die „Vornehmen des Dorfes", welche daselbst ihre Kastenangelegenheiten berathen.

des Predigtamtes; aber er arbeitete um so eifriger und wirksamer an der Ausbreitung der wahren Lehre durch sein beständiges Gebet und durch sein abgetödtetes Leben. Die Christen betrachteten ihn als einen Heiligen, die Heiden bewunderten ihn und meinten, er müsse wohl der Freund des Großen Geistes sein. Diese allgemeine Verehrung trat auch klar bei seinem Leichenbegängniß hervor; nicht nur hatten sich alle Christen eingefunden und weinten um ihn, wie um einen Vater, den sie verloren hatten, sondern auch die Heiden hatten sich in großer Anzahl eingefunden, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Seine irdischen Überreste ruhen jetzt am Eingange der Kirche, die er erbaut, vor der Statue der allerseligsten Jungfrau, der Schutzpatronin der Gabun-Mission, aber seine Seele genießt jetzt schon, wie wir hoffen dürfen, der beseligenden Anschauung Gottes, dem er so aufopfernd gedient und dem er so viele Seelen gewonnen hat. R. i. p.

Nur zehn Tage später (am 10. Mai d. J.) beschloß einer der einflußreichsten und mächtigsten Häuptlinge der Gabunküste, der „König" Denis, sein langes Leben; er war fast 100 Jahre alt geworden. Fragte man ihn um sein Alter, so pflegte er zu erwiedern: „Als der König Ludwig XVI. noch regierte, konnte ich schon das Ruder führen und meine Barke gegen den Strom steuern." Der Einfluß des Königs Denis beschränkte sich nicht auf sein am linken Gabunufer gelegenes Dorf, sondern erstreckte sich auf alle Häuptlinge der umliegenden Gegenden. Sein häufiger Verkehr mit den Franzosen und Engländern, deren geschicktester und angesehenster Zwischenhändler er war, sowie seine Kenntniß der englischen, spanischen, portugiesischen und französischen Sprache hatten ihm ein großes Ansehen erworben. Er besaß einen scharfen Verstand und ein Gerechtigkeitsgefühl, das man sonst selten unter den Fetischdienern findet. Daher kamen denn auch die benachbarten Häuptlinge stets zu ihm, wenn sie Rath bedurften, und bei ihren Streitigkeiten wendeten sie sich ebenfalls an ihn. Seine Entscheidungen waren gewöhnlich gerecht und billig und wurden daher auch meistens gut aufgenommen und beachtet. Von den großen Vortheilen überzeugt, welche sein Land aus der Niederlassung der Europäer ziehen könne, betheiligte er sich lebhaft an den Unterhandlungen betreffs der Abtretung der Gabunküste an die Franzosen; als der hervorragendste Vertreter der Eingeborenen wurde er, nachdem der Vertrag zu Stande gekommen war, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, während die Engländer seine Verdienste um ihre Nation mit einer goldenen Medaille, einer prächtigen Krone und einer reichgestickten Generalsuniform belohnten, die er dann später stets bei feierlichen Gelegenheiten trug.

Obgleich Fetischanbeter und Sklavenhändler, stellte Denis sich dennoch nie feindlich zur katholischen Mission; im Gegentheil vertraute er mehrere seiner Kinder den Missionären an und ließ sie als Katholiken erziehen. Dagegen wollte er nicht gestatten, daß die protestantischen Sendboten sich in seinem Gebiete niederließen. Gegen Mgr. Bessieux hegte er eine tiefe Verehrung; er betrachtete ihn als einen Freund des Großen Geistes, der mächtiger sei als alle Gottheiten der Pongwehs. Zuweilen war er tief gerührt, wenn der ehrwürdige Bischof ihm die Wahrheiten unserer heiligen Religion erklärte und ihm die Nothwendigkeit der Taufe für das Seelenheil darlegte. Aber die Stimme der Gnade, die ihn zur Bekehrung aufforderte, wurde immer übertönt von der Stimme der menschlichen Rücksichten, und das größte Hinderniß bildete die Polygamie. In diesem Lande gilt eine große Anzahl von Frauen als das hervorragendste Kennzeichen der königlichen Würde; Denis hatte deren gegen hundert. „Wie könnte ich mich," pflegte er zu antworten, „von all' meinen Gütern trennen? Was würde man sagen?" Auch wußte er sich nicht von den andern Vorurtheilen seiner Landsleute loszumachen. Daher ließ er denn auch beim Tode seiner Lieblingsfrau unter dem Sarg derselben eine junge Sklavin lebendig begraben, denn auch er meinte, der Tod sei stets durch Zauberei oder Vergiftung bewirkt und daher müßten die Manen der Abgeschiedenen durch den Tod von Sklaven versöhnt werden.

Indessen hing er nicht so an seinen Vorurtheilen, daß er nicht auch manchmal den Vorstellungen der Missionäre zugänglich gewesen wäre. So hatte er z. B. beim Tode jener Lieblingsfrau beschlossen, deren Andenken zu verewigen durch einen Gruß den jeder seiner Unterthanen zu ihm sprechen mußte, sobald er mit ihm zusammentraf. Der Besucher mußte nämlich sagen: „Welches ist das Böse, das Gott gemacht hat?" Denis antwortete: „Der Tod;" und der Besucher mußte hinzufügen: „Ja, der Tod ist das Böse, das Gott gemacht hat." Weil dieser Gruß aber eine Gotteslästerung enthielt, begab sich Mgr. Bessieux zum König Denis und suchte ihn zu bewegen, daß er denselben ändere und nicht stets Gott, seinen Schöpfer und Wohlthäter, beleidige. Denis zeigte sich gelehrig und gab sofort einen Befehl, daß man ihn künftig folgendermaßen zu begrüßen habe: „Welches ist das Gute, das Gott gemacht hat?" — „Das Leben." — „Ja, Gott möge Dein Leben verlängern!" Auch ließ er sich von den Missionären nicht nur in den Glaubenswahrheiten unterrichten, sondern lernte auch außer dem heiligen Kreuzzeichen einige kleine Gebete, die er dann, wie seine Kinder bezeugten, gern und häufig verrichtete: Jesu Kri Agnambie jungdschina mie (Jesus Christus, Gott rette mich); Santa Maria, Ngue i' Agnambie, nunguna mie (Heilige Maria, Mutter Gottes, stehe mir bei).

In seiner letzten Stunde wurde dem König Denis eine große Gnade zu Theil; er erkannte öffentlich seine Sünden und Fehler an und bat Gott um Verzeihung, er verlangte auch dringend nach einem Missionäre, da er getauft zu werden wünschte. Leider war kein Missionär in der Nähe; da erbot sich Felix, einer seiner von den Missionären getauften und erzogenen Söhne, ihm die Taufe zu spenden. „Um aber die Taufe empfangen zu können," sagte er zu seinem Vater, „mußt Du die Hauptgeheimnisse des katholischen Glaubens kennen." — „Ich kenne sie," erwiederte er; „die Patres haben sie mich gelehrt." — „Aber glaubst Du sie auch von ganzem Herzen? Glaubst Du an Jesus Christus, den Sohn Gottes, welcher Mensch geworden ist für uns und am Kreuz gestorben ist, um uns zu retten?" — „Ja, ich glaube; ich glaube; ich wünsche die Taufe." — „Aber während Deines langen Lebens hast Du viele Sünden begangen; bereust Du sie auch?" — „Ja, ich bereue sie; ich bitte Gott um Verzeihung; Jesu Kri Agnambie jungdschina mie; Santa Maria, Ngue i' Agnambie, nunguna mie." — „Und versprichst Du, wenn Du wieder gesund wirst, öffentlich zu erklären, daß man nur eine Frau haben dürfe?" — „Ich verspreche es." Daraufhin taufte ihn sein Sohn; kaum hatte dieser die heilige Handlung vollendet, kam der Fetischpriester mit seinen Zaubermitteln und versprach den König zu heilen. Aber Denis rief ihm zu: „Fort mit Dir; ich glaube nicht an

Deine Mittel. — Jetzt ist die Stunde Gottes," fügte er hinzu, „ich fühle, daß ich sterben werde. Schreibet meinen Tod keinem Zaubermittel und keiner Vergiftung zu; ich verbiete auf's Strengste, daß man meinetwegen einen Sklaven tödte." Dann zog der König seinen goldenen Ring vom Finger und gab ihn seinem Sohne Felix Adeide, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Kurze Zeit darauf verschied er und wir dürfen hoffen, daß er vor dem ewigen Richter ein barmherziges Urtheil gefunden hat.

Dadurch, daß Felix der Nachfolger seines Vaters geworden ist, ist für die katholische Mission eine neue, Glück verheißende Zeit angebrochen. Der junge Häuptling hat schon bewiesen, welcher Geist ihn beseelt, indem er um die Gründung einer katholischen Station in seinem Gebiet ersuchte und den protestantischen Missionären die Niederlassung auf demselben untersagte. Felix ist selbst, wie gesagt, ein Zögling der Mission und seine Frau eine der geschicktesten und frömmsten Pensionärinnen der Schwestern. So dürfen wir denn hoffen, daß Beider Einfluß und Beispiel die Lehren der Missionäre unterstützen und alle ihre Unterthanen bald der Kirche zuführen werden.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Die Indianer-Mission. Wiederholt haben wir, namentlich in der letzten Zeit, darauf hingewiesen, wie schmählich sich die amerikanische Regierung und theilweise auch das amerikanische Volk an den Indianern versündigt haben und noch täglich versündigen, indem sie dieselben nicht nur der materiellen Existenzmittel berauben und dem zeitlichen Verderben und dem Untergange überliefern, sondern sie auch — was viel schwerer wiegt — von der wahren Kirche abhalten, ihnen die katholischen Missionäre entziehen oder diesen hinderlich in den Weg treten, dagegen ihnen gegen ihren deutlich und oft ausgesprochenen Willen protestantische Sendboten aller Sekten aufzwingen. Je schmachvoller diese Regierungspolitik ist und je trauriger das den armen Indianern bereitete Loos, desto mehr freut es uns, auf den Eifer hinweisen zu können, mit welchem die katholischen Bürger der Vereinigten Staaten sich der Unterdrückten annehmen.

Daß der katholische Klerus, seinem Berufe treu, kein Mittel unversucht läßt, um den Indianern zu Hilfe zu kommen, haben wir schon häufig nachweisen können, und daß die Indianer in den katholischen Missionären ihre besten Freunde sehen, hat selbst die Regierung anerkennen müssen, seit in der großen Rathsversammlung am White Clay Creek (17. Sept. 1875) alle Sioux-Häuptlinge ohne Ausnahme „Schwarzröcke" verlangten. Unter den zahlreichen katholischen Blättern Nord-Amerika's gibt es auch nicht ein einziges, das nicht auf das Offenste und Entschiedenste die Regierungspolitik gegen die Indianer verdammte und für die Rechte der Unglücklichen einträte. Auch die übrige katholische Laienwelt ist in jüngster Zeit thatkräftig auf den Kampfplatz getreten, um mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln wenigstens zu retten, soviel noch gerettet werden kann. Voll Abscheu gegen die Intriguen und Gewaltmittel, durch welche die Indianer ausgerottet werden sollen, will sie durch freiwillige Opfer der christlichen Liebe sie zur wahren Civilisation führen. Katholische Damen, unter ihnen die Gemahlinnen des Generals Sherman, der Admirale Sands und Dalgreen u. s. w., sind am 28. Oct. 1875 in Washington, D. C., zu einem „Frauenverein zum Besten der Indianer" zusammengetreten.

Der Zweck dieses neuen Vereines ist, wie die Damen es in einem Aufrufe aussprechen, ein dreifacher: „Wir wollen, sagen sie, zunächst den katholischen Indianern in den Missionen, welche viele Jahre hindurch der Obsorge unserer heiligen Kirche anvertraut waren, jetzt aber gegen ihren ausdrücklichen Willen andern Denominationen überliefert sind, wiederum den Unterricht und Trost unserer heiligen Religion verschaffen. Wir wollen ferner die von der Regierung gewährten unzureichenden Mittel jener katholischen Missionen ergänzen, welche noch jetzt unter der Obsorge unserer heiligen Kirche stehen. Endlich wollen wir sowohl geistige als materielle Hilfe allen jenen Indianern gewähren, welche sich zu unserer heiligen Religion bekennen oder nach ihrer Lehre Verlangen tragen, wo immer sie von ihrem Rechte auf freies Bekenntniß und freie Übung der wahren Religion Gebrauch zu machen wünschen." Jedes Mitglied des Vereins zahlt jährlich einen Dollar an die Vereinskasse; je 15 Mitglieder verbinden sich unter der Leitung einer aus dieser Anzahl gewählten Vorsteherin zu einer engeren Gesellschaft, die es sich zur Hauptaufgabe macht, dem Verein immer neue Mitglieder zu gewinnen und auch von Nichtmitgliedern Beiträge für die Zwecke des Vereins zu sammeln.

Natürlich hat der neue Verein sich unmittelbar nach seiner Gründung beeilt, die Approbation des Episcopates zu erlangen. Die Antwortschreiben, welche die Gründerinnen auf ihre Bitte erhielten, waren in hohem Grade ermuthigend. Der Cardinal-Erzbischof von New-York, die Erzbischöfe von Baltimore, Cincinnati, St. Louis, San Francisco, Oregon, die Bischöfe von Buffalo, Columbus ꝛc. ertheilten von ganzem Herzen die erbetene Approbation. Darauf gestützt haben die Gründerinnen einen Aufruf in englischer und deutscher Sprache versendet, um in allen Staaten der großen Republik zur Errichtung „katholischer Missionsgesellschaften zum Besten der Indianer" aufzufordern. Die Frauen und Jungfrauen laden sie ein, sich ihrem unter den Schutz des hl. Joseph gestellten Central-Frauen-Verein in Washington anzuschließen, während die Männer und Jünglinge einen entsprechenden männlichen Verein bilden sollen. Zugleich aber gingen sie selbst mit dem guten Beispiel voran, und ihre erste Sammlung ergab bereits die Summe von 3263 Dollars — eine Summe, die sich allerdings verzwanzigfachen muß, wenn etwas Gehöriges geleistet werden soll, sich aber auch verzwanzigfachen wird, sobald der Zweck des Vereines nur gehörig den Katholiken Amerika's eingeprägt wird. Gegen 80,000 von der gegenwärtigen Regierung vergewaltigte und ihrer Missionäre beraubte katholische Indianer müssen ihre Seelsorger wieder erhalten, gegen 50,000 noch heidnische Indianer in Alaska und gegen 40,000 ebenfalls noch heidnische Sioux müssen zu katholischen Missionen vereinigt werden. Welch' schöne Aufgabe für die Katholiken der Vereinigten Staaten, auf diese Weise die schwere Verschuldung zu sühnen, welche die Vereinigten Staaten durch die schmähliche Beraubung der Indianer auf sich geladen haben!

Miscellen.

Bilder für die Missionen. „Schicken Sie uns vor Allem Bilder," schrieb vor einiger Zeit P. Octave S. J., Missionär im südöstlichen Vikariat von Pe-tsche-li, an seinen Obern in Europa. „Jedesmal, wenn eine neue Familie sich zum Katechumenat meldet, wird meine Freude getrübt durch die Worte: ‚Pater, geben Sie uns Bilder, um durch sie die Götzenfiguren zu ersetzen, welche wir bisher angebetet haben.' Ich bin dann in einer nicht geringen Schwierigkeit, da es mir unmöglich ist, allen Bitten zu willfahren. Denn jede Familie begehrt ein Bild für sich, und zwar ein hübsch großes und buntes, und ohne einen solchen Stellvertreter entschließen sich die angehenden Katechumenen nur schwer dazu, die Götzen zu entfernen, die sich in jedem chinesischen Hause finden. Wenn ich eine gehörige Anzahl guter Bilder zur Verfügung gehabt hätte, würde ich zahllose abergläubische Gebräuche, die man vor den Götzen vollbringt, verhütet haben. Thun Sie daher Ihr Mögliches, um mir einen reichen Vorrath davon zu schicken; Sie können mir kaum einen größeren Dienst leisten." Aehnliche Bitten kehren auch stets in den Briefen der andern Missionäre wieder, und zwar nicht bloß aus den chinesischen Vikariaten, sondern fast aus allen Missionen schreibt man um Bilder. Wir sagen: um Bilder, nicht um Statuen, da letztere sich von den Figuren, denen die Katechumenen bisher ihre Ehrfurcht erwiesen, zu wenig unterscheiden und daher leicht zum Fallstrick werden könnten — ein Grund, welcher in mehreren apostolischen Vikariaten ein absolutes Verbot der Statuen veranlaßt hat. Die Bilder dagegen verdrängen die alten Götzenstatuen, ohne daß sie die Neophyten in die Versuchung führen, auf sie die abgöttische Verehrung zu übertragen, die sie früher für ihre Götzen hegten. Außerdem aber gewähren die Bilder noch einen zweiten Nutzen, der nicht minder hoch anzuschlagen ist; sie verbreiten nämlich unter den Heiden die Kenntniß des wahren Glaubens, bahnen dem Missionär den Weg und erleichtern seine Arbeit. In manchen Ländern, und namentlich in China, hält es für Europäer sehr schwer, in heidnischen Häusern Zulaß zu finden; ein gut ausgeführtes und dem Geschmacke des Volkes entsprechendes Bild dagegen findet leichten Eingang und durch das Bild wird der Heide selbst auf den lieben Heiland, die Mutter Gottes, die heiligen Engel aufmerksam gemacht; er sucht sich darüber zu unterrichten und der erste Schritt zum Katechumenat ist gethan. Der Missionär kann jetzt kommen und mit der Gnade Gottes den Suchenden weiterführen.

Damit aber die Bilder diesen doppelten Zweck erreichen, müssen sie, wie eben bemerkt, dem Geschmacke des Volkes angepaßt sein. Mit schwarzen Stichen ist nicht viel anzufangen, nur bunte werden geschätzt; dann aber sind die Chinesen in einem Punkte viel heikler, als die Europäer: an frommen Darstellungen dulden sie durchaus keine Blößen, selbst die Füße müssen bedeckt sein; endlich ist auch erforderlich, daß die Bilder mit einer ihnen verständlichen Inschrift versehen seien. Weil aber solche Bilder, welche diese Eigenschaften vereinigen, bisher nicht vorhanden waren, hat ein eifriger Laienbruder der Gesellschaft Jesu mit Genehmigung seiner Obern es unternommen, diesem Mangel abzuhelfen. Durch die Almosen einiger Missionsfreunde unterstützt, hat er bis jetzt 5 künstlerisch sehr gut ausgeführte Bilder in prächtigem Farbenbruck anfertigen lassen und bereits mehr als 3000 Exemplare den Missionären von Japan, China, Vorder- und Hinterindien, Afrika und Polynesien zur Verfügung gestellt. Diese Bilder (43 : 30 Centimeter Bildgröße) stellen das heilige Herz Jesu, den Heiland als Weltrichter, die Mutter Gottes, den hl. Michael im Kampf gegen den höllischen Drachen und den Schutzengel, einen kleinen Chinesenknaben vom heidnischen Tempel zur katholischen Kirche geleitend, dar. Letzteres Bild namentlich ist recht schön und den Vorstehern des Vereines der heiligen Kindheit sehr zu empfehlen; auch die übrigen Bilder bilden eine schöne und edle Zimmerzierde.

Ohne Zweifel gibt es auch in Deutschland manche Missionsfreunde, welche durch Verbreitung dieser Bilder die Missionäre gerne unterstützen werden; wir haben deßhalb ihre Aufmerksamkeit auf dieses neue Unternehmen lenken wollen und sind gern zu näherer Auskunft bereit, sowie auch zur Entgegennahme und Weiterbeförderung von Almosen für diesen Zweck.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die Mission in Japan:	
Aus Tervueren . . . . . Frk. 10.	8.—
Aus Tervueren . . . . . Frk. 40.	32.—
Für Bilder für die Mission (siehe oben S. 240):	
Aus Tervueren	32.—
Aus Düren	150.—
Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:	
Von J. P. in Würbenthal, Östr. Schl.	17.14
Von A. S. C. J. durch B. Herder in St. Louis	5.40
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Bitte um Gottes Gnade und Segen für eine geistliche Genossenschaft	20.—
Aus Steinbach	21.—
Aus Willich	21.—
Durch Pfarrer Strobel in Thalheim	60.—
Durch P. K. in Sigmaringen	20.—
Durch N. N. in Freiburg	27.—
Durch Caplan Kohl in Ettville	11.—
Durch Cooperator Schnabel in Holzkirchen	18.—
H. G.	45.—
Durch Caplan Schäfer in Bochum	47.—
Von Julie Losar in Neustadt	21.—
Redemisti nos Domine	80.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
U. I. O. G. D.	40.—
Durch Herder & Co. in München aus Aibling	15.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
In honorem immaculatae Virginis. Von einigen Kindern in Niederbühl, Rauenthal und Kuppenheim	15.30
Für verschiedene Zwecke:	
Aus Aachen	10.—
Von K. A. B. H.	9.—
Von einer Wittwe aus Reichenbach in Schlesien	300.—
Durch Student Albert in Passau	10.—
Aus Köln	153.60
Durch B. Herder in St. Louis: Jesu, Deus noster! Erbarme dich meines ungläubigen Freundes	7.20
Von A. S. C. J. durch B. Herder in St. Louis	5 40
Von W. Platzer durch B. Herder in St. Louis	6 30
Durch Herder & Co. in München	21.—
Adveniat regnum tuum	350.—
Kriesdorf: Was Ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan, habt Ihr mir gethan	30.—
Durch Gutthäterhand	20.—
Aus Cannstatt	8.—
Durch F. X.	100.—
B. in Sigmaringen	20.—
J. G.	15.—
Von W. in Hof durch Herder & Co. in München	10.—
Von C. A. G. durch Herder & Co. in München	10.—
Von einem schwäbischen Pfarrer	50.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.